Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1935

58. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 30. Januar 1935. Nummer 5

In stiller Nächte Stunden.

Mel.: „Blick in Gnaden auf uns nieder" — und andre Melodien.

Wenn in stillen Nächte Stunden,
Mir der Schlaf nicht kommen will;
Birg mich Herr in deinen Wunden —
Mache du mein Herz ganz still!

Lehr mich dann im Glauben beten,
Für dein Werk in dieser Welt;
Wollest du mich dort vertreten,
Wie's dem Vater wohlgefällt!

Rede du zu deinem Kinde,
Vater — öffne mir das Ohr —
Daß ich deinen Willen finde:
Richte meinen Blick empor.

Laß mich auch in schweren Leiden,
Offen für dein Wirken sein;
Daß sich andre können weiden,
An dem, was du schenkst mir ein!

Führe du den kleinen Scherben,
Durst'gen Seelen labend zu;
Daß sie nicht vor Durst ersterben —
Tränk' sie, lieber Vater, Du!

Billig soll mein armes Leben
Dir auch etwas tragen ein;
Darum laß auch all mein Streben
Nur zu deiner Ehre sein!

Möcht' das Eigne alles schwinden,
Daß nur Jesus sei zu sehn;
Daß Verlorne Ihn auch finden,
Die bis jetzt noch ferne stehn!

O Herr, wollest du erhören,
Wenn ein Herz um Gnade schreit;
Laß es deinen Ruhm vermehren;
Daß von Sünden es befreit! —

(Im Schmelztiegel körperlicher Leiden, in stiller Nächte Stunden — am 15. Januar 1935 geschrieben.) P. E. Penner.

Das christliche Haus und seine Gäste.

Meinem Referat lege ich Jes. 39, 1—8 zugrunde. Ich las einmal vor vielen Jahren in Rußland einige Bemerkungen über diesen Bibelabschnitt, worin besonders aufmerksam gemacht wurde auf die Frage des Propheten Jesaias „Was haben diese Männer in deinem Hause gesehen?" Diese Frage beschäftigte mich, als mir der Auftrag wurde, hier in Winnipeg ein Referat zu liefern. Ich dachte an die Bedeutung des Einflusses, den unser Haus im allgemeinen ausübt. Anknüpfend an diese Frage, will ich etwas sagen über die Wichtigkeit des Einflusses des christlichen Hauses.

Hiskia war einer der besten Könige in Juda. Die Geschichte dieses frommen Königs läßt uns tiefe Blicke in das menschliche Herz und in den Reichtum der göttlichen Gnade tun. Schon bei dem Antritt seiner Regierung sehen wir ihn als Reformator. „Er tat was dem Herrn wohlgefiel wie sein Vater David." Er öffnete die Türen des Tempels, die jahrelang geschlossen gewesen waren, und setzte sie instand. An die Priester richtete er eine sehr ernste Ansprache: „Hört mich an, ihr Leviten! Heiligt euch jetzt und heiligt auch das Haus des Herrn, indem ihr den Schmutz des Götzendienstes aus dem Heiligtum wegschafft usw., 2. Chronika 29.

Bemerkenswert ist der wunderbare Sieg über den assyrischen König Sanherib, dann auch Hiskias tötliche Krankheit, seine wunderbare Genesung und sein kindliches Danklied. Hiskia hatte bei seiner Genesung gelobt, sein Leben lang an Gottes gnädige Errettung zu denken u. behutsam zu wandeln. (Jes. 38, 15.) Unser Abschnitt berichtet uns jedoch, wie wenig Hiskia sich noch kannte. Das zeigte sich beim Besuch der Gesandtschaft des babylonischen Königs Merodach-Baladan in seinem Hause. Ihm mußte noch die innerste Tiefe seines Herzens offenbar werden.

Hiskia hatte des Herrn Macht und Gnade in zwiefacher Weise erfahren. Der Herr hatte ihn aus der Hand Sanheribs errettet. Dazu hatte er ihn von einer schweren Krankheit geheilt und seinem Leben noch fünfzehn Jahre hinzugelegt. Diese Wunderhilfe Gottes war zu den Ohren des Königs von Babel gedrungen, und der sandte eine Botschaft mit Briefen und Geschenken zu Hiskia, um ihn zu beglückwünschen zu dem ihm widerfahrenen Heil. Hiskia, geschmeichelt durch diese Ehrung, vielleicht auch beeinflußt durch seine Näte, zeigte den Gesandten des babylonischen Königs voll Freude über diese Ehrung, und auch wohl, um Eindruck auf seine Gäste zu machen, das ganze Schatzhaus, Silber, Gold und Spezerei, köstliche Salben und alle seine Zeughäuser und allen Schatz den er hatte. Nichts war, das Hiskia ihnen nicht zeigte in seinem Hause (Vers 2).

Als die Gesandten abgezogen waren, kam ein anderer Gesandter zu Hiskia. Das war Jesaja, der Knecht Gottes. Dieser richtete an den König die bedeutungsvolle Frage: „Was haben diese Männer in deinem Hause gesehen?" Hiskia antwortet ihm offen: Alles, was in meinem Hause ist, haben sie gesehen, und ist nichts, das ich ihnen nicht hätte gezeigt von meinen Schätzen (Vers 4).

Da muß der Prophet strafend ihm verkündigen, daß Juda das alles später verlieren werde, woran er jetzt so großes Gefallen an den Tag gelegt hat, und zwar verlieren werde durch dieselbe Macht, um deren Gunst er in so unkluger Weise gebuhlt hatte.

Viel hatten die babylonischen Gäste im Hause des Königs Hiskia gesehen. Was sehen denn unsere Gäste in unserm Hause? O, sie sehen auch bei uns viel. Sie sehen die Einrichtung in unserm Hause, die Bücher auf unserm Tisch, die Bilder an den Wänden, manche selbstverfertigte Sachen, vielleicht auch einige Kostbarkeiten, sehen auch die heranwachsenden Kinder um uns herum usw. Weil wir selber Freude in allen diesen Dingen haben, lassen wir sie auch gerne unsere Gäste sehen. Wir wünschen, daß sie einen guten Eindruck von unserm Hauswesen und von dem Erfolg unserer Arbeit empfangen sollen. Das ist ja auch nicht zu verachten. Wie leicht kann sich dabei aber Ruhmsucht, Prahlerei einschleichen, wie dies auch bei Hiskia geschah. Die Lust, andern eine zu gute Meinung von uns beizubringen, haftet uns so leicht an. Diese Lust ist wohl das Erste und das Letzte, was wir in der Nachfolge Jesu zu bekämpfen und zu überwinden haben. Wer sich aus leichtsinniger Vertraulichkeit in ruhmsüchtiger Weise mit der Welt einläßt, muß es oft erfahren, daß sie ihm großen Schaden zufügen kann. Das hat schon mancher erlebt. Durch selbstverschuldete trübe Erfahrungen lernt man sich selber besser kennen und vorsichtig wandeln. Auch Hiskia wurde durch das Wort des Herrn wieder zurechtgebracht, und er demütigte sich darüber, daß sich sein Herz erhoben hatte (Jeremia 26, 18 und 19; 2. Chronika 32, 26; 2. Könige 20, 19; Sprüche 21, 1).

Unsere Gäste sehen aber auch oft in unserm Hause, was wir nicht zu zeigen beabsichtigen. Durch das, was sie bei uns sehen, auch wohl durch das, was sie bei uns nicht sehen können, bilden sie sich ein Urteil über unsern Geschmack, über unsere Lebensweise, über unsere Gewohnheiten, unsere Beschäftigung und Kindererziehung; überhaupt über unsern — Charakter. Man merkt es uns bald an, ob unser Sinn auf das Einfache geht, ob Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in unserm Hause zu finden ist, ob unsere heranwachsenden Kinder dazu angehalten werden und ob man auf ihre gute Erziehung bedacht ist. Solches alles merkt gar bald, der offene Auge hat.

Dies alles ist nicht unwichtig und nötigt uns dazu, uns die Frage öfter vorzulegen: „Was haben die Gäste in unserm Hause gesehen?" Jedoch ist das nicht die Hauptsache. Hiskia hatte jenen Männern alles Mögliche gezeigt (Vers 2 und 4), und die Unterhaltung bei Tische und im Gastzimmer des Königs wird sehr interessant und anregend gewesen sein. Aber das **Beste**, was Hiskia besaß, bekamen die Männer nicht zu sehen. Daß er ihnen gegenüber die Macht und Gnade seines Gottes gerühmt hat, der ihn von der Hand seines gefürchteten Feindes errettet, der ihn von seiner Krankheit geheilt und ihm sein Leben erhalten hatte; daß er die Gäste in das Haus seines Gottes, in den Tempel Jehovas, geführt und mit ihnen seine Knie gebeugt hat vor dem Gott Israels, — davon vernehmen wir nichts. Davon, nämlich von seiner Gottesfurcht, bekamen seine Gäste nichts zu sehen. Und doch mögen sie das bestimmt erwartet haben. Doch Hiskia war ja dann nicht in der Verfassung, um ihnen sein **Bestes** zeigen zu können. Er hatte diesen Schatz aus den Augen verloren. Und wie sieht es bei uns aus? Gleichen wir hierin auch dem Hiskia?

Haben wir nicht auch manches zu erzählen von unsers Gottes Macht und Gnade, die wir erfahren haben? Hat er dich nicht aus mancherlei Not errettet, dir aus deiner Sündennot herausgeholfen, dein Leben vom Verderben erlöst und dich gekrönt mit Gnade und Barmherzigkeit? Hat er das getan? Unsere Gäste sehen in unserm Hause mancherlei, aber sie sollten bei uns doch auch etwas von dem **Besten**, was wir besitzen, von unserm Christentum zu sehen bekommen. Sie sollten es doch inne werden, daß wir Schätze besitzen, die weit mehr wert sind als alles, was man sonst bei uns finden kann.

Es gibt unter uns sehr verschiedene Häuser. Es gibt unter uns Häuser,

Tischlieder.

— 46 —

Mel.: Morgenstern auf finstre Nacht.

Dankt dem Herrn mit frohem Mut,
Er ist freundlich; Er ist gut;
Seine Güt ermüdet nie,
Ewig, ewig währet sie!

Dankt dem Herrn, gebt Ihm die Ehr'
Er ist aller Herren Herr;
Seine Güt ermüdet nie,
Ewig, ewig währet sie!

in denen viel weltliches Wesen herrscht, in denen wenig nach Gott gefragt wird, in die der Zeitgeist mit seinem bösen Einfluß mehr und mehr eingedrungen ist. In solchen Häusern mag man andere Häuser kritisieren und über sie abfällig urteilen, aber andere zu bessern vermag man da kaum, weil sie selber nichts Besseres aufzuweisen haben. Hat man Besuch, dann ist man aus auf Kurzweil und Vergnügung, und verschiedene Klatschereien geben dabei oft genug Stoff zu lustiger Unterhaltung. Solche weltliche Gesellschaften sind aber ein guter Spiegel, um das Aussehen des eigenen Herzens zu offenbaren. Ein Weiser hat einmal gesagt: „Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist." Um solche Häuser ist es traurig bestellt. Solche Häuser dürfen wohl kaum zu den christlichen Häusern gezählt werden.

Es gibt andere Häuser, wo auf den ersten Blick alles in guter christlicher Ordnung zu sein scheint. Man ist rechtschaffen und meidet das Unrecht. Aber sehen die Gäste näher hin, dann werden sie gewahr, es mangelt doch an wirklichem Christentum. Man liebt scheinbar Gottes Wort und Haus, doch mehr aus guter Gewohnheit, weil es christliche Sitte ist. Vielleicht ist es auch die Macht öffentlicher Meinung, die dazu treibt. Man lebt auch nicht ohne Gebet, und das Tischgebet wird nie versäumt. Aber man übt das Gebet nicht als ein köstliches Vorrecht, sondern nur als christliche Pflicht. Ob solche Häuser werden feststehen bleiben, wenn die herannahenden Sturmwinde dagegen anprallen?

Doch es gibt, gottlob, noch andere Häuser. Sie sind auch unter uns zu finden. In solchen Häusern ist nicht christlicher **Schein**; da ist christliches **Wesen**. Hier fühlt man sich bald heimisch; hier weht wirklicher christlicher Geist; hier kommt alles wahr, lebensvoll aus dem Herzen. Die Unterhaltung ist gewürzt mit Ewigkeitsgedanken, und wenn gebetet wird, merkt man, hier redet das Kind mit seinem Vater. Hier ist die Mühe und Arbeit, auch wenn sie schwer ist, nicht nur saure Pflicht, die unzufriedene Gemüter schafft. Nein, man **„genießt"** — um mit dem Psalmisten zu sprechen (128, 2) — „seiner Hände Arbeit." In Sorge und Trauer weiß man sich getröstet, gestärkt, getragen, und die Freude in solchen Häusern wird verklärt durch die Freude am Herrn. Man sucht sich im Verkehr mit gleichgesinnten Gästen zu stärken im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Man ist sich bewußt, daß sehr ernste Zeiten der Entscheidung herannahen. Man rüstet sich auf diese Tage, wo vielleicht auch unsere Kirchen und Versammlungshäuser zusammenbrechen, wie es heute schon in Rußland geschieht. Man weiß, wie sehr es dann darauf ankommen wird, daß das Haus auf einem festen Fundament steht.

Daß es doch viele und immer mehr solcher Häuser gäbe! Daß vor allem **unser** Haus zu den Häusern gehören möchte, in welchen die Gäste das **Beste** zu sehen bekommen, nämlich wahre Frömmigkeit; Häuser, die dastehen als Stätten des Zeugens und Leuchtens für Gottes Ehre. Dies Zeugen und Leuchten geschieht weniger durch unser Reden und durch unser Predigen als vielmehr durch unser wirkliches **Sein.**

Die atheistische Welt baut heute an einem unchristlichen, antichristlichen Hause, wo sie dann in einem Paradiese ohne Gott wohnen zu können meinen. Mit beispielloser, niedagewesener Entschlossenheit und Geschlossenheit wird gegenwärtig zum Unheil der ganzen Welt an diesem Hause gebaut.

Dieser heillosen Front laßt uns in Entschlossenheit und Geschlossenheit, feststehend auf biblischem Grunde und in inniger Verbundenheit mit allen Gläubigen, eine Gegenfront entgegenstellen mit der Botschaft des Evangeliums von Jesu Christo unserm alleinigen Retter.

J. N. Ediger,

Mennonitische Geschichte

„Wehrlosigkeit."

Vorgetragen auf der jährlichen Versammlung der Mitglieder der Ontario Konferenz der Mennoniten Brüdergemeinden in Port Rowan, Ontario am 3. November 1934, von Pred. Jakob Penner, Port Rowan, und laut Beschluß der Konferenz veröffentlicht.

Ueber Wehrlosigkeit ist in letzter Zeit in unseren Blättern geschrieben worden. Ich glaube auch, es ist an der Zeit, jetzt auf unserer Konferenz über diese Frage mehr Klarheit zu schaffen. Wir müssen bei Zeiten bedenken, um was es sich handelt, damit die nötigen Vorarbeiten getan werden können. Wir müssen einen festen Grund haben, für die Zeit, wann Platzregen und Stürme und Gewässer an unser Haus schlagen werden. Zu spät ist es, nachdem das Wetter hereingebrochen ist, nach einem guten und festen Grund zu suchen.

Wir sind es uns, unseren Gemeinden und unserer Jugend schuldig, festen biblischen Grund zu haben, um nicht zu irren und auszugleiten.

Die letzten Erfahrungen in Rußland zeigten uns, daß wir nicht dahin erzogen waren, solchen Stürmen zu begegnen. Wir glitten und fingen an mehr aufs Gewehr zu schauen, als auf den großen und starken Herrn.

In den letzten Tagen, vor dem Zusammenbruch des Selbstschutzes, wurde auch ich in diesen hineingezogen; hatte so Gelegenheit den Kampf und die Arbeit des Selbstschutzes kennen zu lernen. Ich schäme mich heute noch darüber, daß ich nicht nüchtern war und mehr mit menschlichen Drohungen rechnete, als mit dem großen und erhabenen Herrn, der die seinen schützt und bewahrt. Heute schaue ich auf die Sache anders — es ist nicht unsere Aufgabe am Kriege oder Selbstschutz teilzunehmen.

Wenn wir heute an die große Schar von jungen Männern denken, die am Selbstschutz teilnahmen und ließen ihre Väter und Mütter reden, so würden wir mit wenigen Ausnahmen ein gemeinsames Geständnis hören: „Es war für uns eine Schande und haben wir damit die Hilfe unseres Herrn verachtet."

Wollen wir nicht das, was wir geerbt haben von unseren Vätern, neu gewinnen, um es zu besitzen?

Was sagt die Schrift über Wehrlosigkeit? — Die Worte des Herrn sind folgende: — Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn; Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel usw. — — Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn Er läßt Seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, — daß man keine Rache üben mag gegen seine Feinde.—

So lehrt auch der Apostel Paulus: Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorne Gottes, denn es stehet geschrieben: „Die Rache ist Mein, Ich will vergelten, spricht der Herr. So nun deinen Feind hungert — so speise ihn, dürstet ihn — so tränke ihn, wenn du das tust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.—

Auch spricht der Apostel Petrus: Das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht. Denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missetat willen Streiche leidet? Aber wenn ihr um Wohltat willen Streiche leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen, sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen.— Welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden worden; welcher nicht widerschalt, da Er gescholten wurde, nicht drohete, da **Er litt — Er stellte es** aber Dem heim, Der da recht richtet.

Schriftstellen: Matth. 5, 21—25; 38—48; 26, 52—53; Joh. 18, 11; Röm. 12, 19—21; 1. Petri 2, 19—23; 1. Kor. 6, 1—8.

Wie dachten unsere Väter über die Wehrlosigkeit? — Menno schreibt in seinen vollst. Werken 1. Teil, Seite 120, 175, 278 und 2. Teil, Seite 441:

Wir lehren und bekennen auch, daß wir von keinem anderen Schwerte, keinem Aufruf in Christi Reich und Kirche wissen, als von dem scharfen Schwert des Geistes — Gottes Wort. Das Schwert der weltlichen Polizei überlassen wir denen, denen es übertragen ist. Die Hilfe mit dem Schwerte ist allen Christen verboten.

Wir müssen bedenken, das Moses und seine Nachfolger mit ihren eisernen Schwertern ausgedient haben, und daß uns Jesus ein neu Gebot gegeben und ein anderes Schwert um unsere Lenden gegürtet hat.

Wir haben durch Gottes Gnade, die uns erschienen ist, unsere Schwerter in Pflugeisen und unsere Lanzen in Sicheln verwandelt und werden unter unserem Weinstock — Christo — und unter dem Herrn und Fürsten des ewigen Friedens sitzen und uns zu dem äußerlichen Streit und Krieg nimmermehr hergeben.

Die Schrift lehrt uns, daß es zwei konträre Fürsten gibt und zwei konträre Reiche. Der eine ist der Fürst des Friedens, der andere ist der Fürst des Unfriedens. Ein jeder Fürst hat sein besonderes Reich. Der Fürst des Friedens ist Jesus Christus. Sein Reich ist das Reich des Friedens, welches seine Gemeinde ist. Seine Boten des Friedens; Sein Wort ist das Wort des Friedens; Sein Leib ist der Leib des Friedens; Seine Kinder sind die Saat des Friedens. Es herrscht unter diesem Könige und in diesem Reiche und Regiment einzig und allein Friede, was man redet, hört, handelt und schafft, — alles ist Friede."

In einem Vortrag, gehalten von Dr. B. Unruh auf der Allgemeinen Mennonitischen Konferenz im Juli 1917 finden wir einige bemerkenswerte Aussprüche über Wehrlosigkeit aus alter Zeit:

Jakob Groß sagt z. B. vor dem Rat aus, keine Obrigkeit könne ihm gebieten, jemand zu Tode zu schlagen. Er erkenne das Recht der Obrigkeit im Uebrigen vollständig an, er werde deshalb auch auf Wache ziehen, Harnisch anlegen und Spieß in die Hand nehmen — dagegen sperre er sich gar nicht; aber die Leute zu Tode zu schlagen, das sei in keinem Gebote Gottes geschrieben. — —

Michael Sattler erklärte, wenn der Türke ins Land komme, dürfe man ihm keinen Widerstand leisten. Man solle bei Gott in ernsten Gebeten darum anhalten, daß Er ihnen Widerstand leiste.

Ihm wurde am 21. Mai 1527 die Zunge ausgeschnitten, man zwickte ihn siebenmal mit glühenden Zangen und verbrannte ihn zu Asche. — —

Der Schweizer Konrad Grebel und seine Genossen ermahnen Thomas Münzer schriftlich, von dem Gebrauch der Waffen abzulassen. „Die wahren Christen", schreiben sie, „bedienen sich nicht des weltlichen Schwertes, noch des Krieges."

Jakob Huter lehrte: „. . . . ehe wir unseren Feinden einen Streich geben mit einer Hand, geschweige mit dem Spieße, Schwerte und Helmparten, wie die Welt tut, eher sterben wir."

Und auch sonst haben die Täufer erklärt, sie wollen lieber Vaterland, Weiber, Kinder und alle Güter verlassen, als die Waffe brauchen. Und ihnen war auch allen ein gerüttelt Maß von Martyrium zuteil geworden: — Verbannung, Brandmarkung und Hinrichtung — — das ist der Dornweg, den sie gehen müßten, auf dem sie leiblich unterlagen, aber dem Geiste nach siegten.

Was die ältesten Lehrer der Taufgesinnten in der Wehrlosigkeit vertreten haben, das hat auch Menno ohne Abstriche und Abzüge vertreten. Hören wir ihn: „Die wahren Christen wissen von keiner Rache. Man lebe mit ihnen wie man will, sie fassen ihre Seele mit Geduld. Sie brechen den Frieden nicht, und würden sie auch mit Banden, Armut, ja mit Feuer und Schwert versucht. Sie schreien nicht „Rache, Rache", wie die Welt tut, sondern seufzen und beten mit Christo Jesu: „Vater vergib ih-

nen, denn sie wissen nicht was sie tun."

Der Geist des Evangeliums ist ein Geist der grenzenlosen, alles verzeihenden Liebe, der alles duldenden Sanftmut und der unbedingten Friedfertigkeit.

Das haben unsere Vorväter gesehen und darin behalten sie ewig recht.

Wir sehen ja, daß Jesu Vorbild, Jesu Gesinnung und Geist ihn die Rachelosigkeit als des Christen Zierde und Tugend erkennen ließen.

Welche Stellung sollen wir einnehmen? — Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war. Phil. 2, 5.

Das ist die tiefste Wurzel der Wehrlosigkeit, Christi Gesinnung, Christi Art ins praktische Leben umzusetzen und darum auch allen Rachegeist zu ersticken und zu töten. Unsere Burg ist Christus, unsere Gegenwehr ist Geduld; unser Schwert ist Gottes Wort und unser Sieg ist der freimütige, feste, ungefärbte Glaube an Jesum Christum.

Man stehe zur Wehrlosigkeit wie man wolle, aber man wird zugeben müssen, daß in solchen Worten sittliche Kraft liegt, die Helden schaffen kann und hat.

Unser Sehnen, Beten und Wirken aber soll mehr und mehr gerichtet sein auf das von den Propheten, von Christo und seinen Aposteln geweissagte Reich, das Gott vom Himmel aufrichten wird durch seinen Sohn Jesus Christus, in welchem er es beschlossen hat: — wo niemand Schaden tun, noch kriegen lernen wird; wo Gerechtigkeit, Liebe und Friede herrschen werden.

Schriftstellen: Dan. 2, 44; 7, 27; Jes. 2, 4; 57, 15—19; Luk. 4, 18—19;Matth. 24, 27; 26, 29; Apg. 1, 6—7; 17, 31; 2. Tim. 4, 1; Offb. 11, 15; 2. Petr. 3, 13 und Offb. Kap. 21 und 22.

Der Alte Bund und die Wehrlosigkeit.

(Nach Joh. Horsch, die biblische Lehre der Wehrlosigkeit.)

Leute, die die Wehrlosigkeit ablehnen, berufen sich oft auf das Alte Testament. Aber mit Unrecht.

Der Alte Bund war unvollkommen, wenn verglichen mit dem Neuen Bund. Zwischen dem Alten Bund und dem Neuen Bund ist ein tiefgehender Unterschied. Die Bibel lehrt diese Unvollkommenheit des Alten Bundes: „Christus ist eines besseren Testaments Mittler. Denn so der Alte Bund untadelig gewesen wäre, würde nicht Raum zu einem neuen gemacht". (Ebr. 8, 6—13.) Ausdrücklich stellt Jesus sein „Ich aber sage euch" den Geboten des Alten Bundes entgegen. „Das Gesetz (Alt. Bund) hat den Schatten von den zukünftigen Gütern, nicht das Wesen der Güter selbst." Manches war im Alten Testament gestattet (Ehescheidung, Blutrache, Sklaverei, Krieg) „von eures Herzens Härtigkeit wegen. Auch ist im N. B. das Opfer abgetan.

Israel sah sich gezwungen, Krieg zu führen gegen d. kananitischen Völker und zwar um seines Unglaubens willen. Der Herr hatte Israel verheißen, jene Völker auf wunderbare Weise auszutreiben (2. Mose 23, 27—30; 5. Mose 7, 20—22). Beweis: die Eroberung Jerichos. Da aber das Volk nicht glaubte, ließ der Herr es zu, daß die Israeliten nach dem Schwert griffen.

Die Völker des Alten Bundes waren nicht reif für die idealen Forderungen der Wehrlosigkeit. Die rechte Wehrlosigkeit war erst da möglich, nachdem Jesus, die geoffenbarte Liebe, das Licht der Welt, der Apostel der Rachelosigkeit und Vergebung, der Fürst des Leidens, geboren und auferstanden, und nachdem der H. Geist, der in alle Wahrheit leitet, der christlichen Kirche gegeben worden war.

Im Alten Bund waren die Heiden nicht empfänglich für das helle Licht des Evangeliums, somit auch nicht für die Wehrlosigkeit, und Gott ließ sie ihre eigenen Wege gehen (Apg. 14, 16). Im N. Testament aber hat Gott die Zeit der Unwissenheit (auch in Sachen der Wehrlosigkeit) übersehen und gebeut er allen Völkern an allen Enden Buße zu tun (Apg. 17, 30).

Ein Leser.

Einige Gedanken über Wehrlosigkeit.

(Von einer Frau.)

Trotzdem ich mir immer wieder sage: „laß es bleiben", steigt wieder und wieder der Wunsch in mir auf, auch etwas über Wehrlosigkeit zu sagen. Ja, der Wunsch wird zwingend und drängt mir die Feder in die Hand, trotzdem ich Gefahr laufe, als „Weiblein" abgetan zu werden. Es ist ja wohl auch zu gewagt, daß so eine einfache, ungebildete Frau wie ich es bin sich in eine Sache mischt, die anscheinend nur die Männer angeht! Oder ist es anders? Geht sie auch Frauen, vielleicht insonderheit d. Mütter, an? Ja, ja und nochmals ja, auch wir Frauen haben ein Wort mitzusprechen! Als ich noch eine junge Mutter war, vom lieben Gott mit 4 Jungen beschenkt, da war ich so glücklich, eine mennonitische Mutter zu sein! Würden doch meine Lieblinge nicht in Gefahr kommen, dereinst das Gewehr tragen zu müssen, um Menschen zu erschießen, oder selbst erschossen zu werden! O, welch ein ererbter Segen! Eines Tages sagte mir eine liebe lutherische Jungfrau, daß sich sich an der Mennoniten Stelle zu Tode schämen würde, den Schutz des Landes zu genießen, selbst aber nicht Teil zu nehmen an den Gefahren. Es drang tief in mein Herz, aber ich versuchte, es ihr zu erklären, daß man eine Erbschaft doch annehmen dürfe, und auch, daß unsere Vorfahren dafür gelitten hätten. Sie aber sagte kurz zusammengefaßt: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Und ich gab ihr recht und gebe ihr recht bis zum heutigen Tage! Wie können wir Mennoniten die Wehrlosigkeit unsern Kindern vererben? Ist sie überhaupt erblich? Ist sie nicht vielmehr eines jeden eigne, innere Sache? Wahrlich, ein herrliches Kleinod, um welches es sich lohnt zu kämpfen! Wenn „Artikelschreiber für die Wehrlosigkeit" uns Mennoniten auffordern zu behalten, was wir haben, daß niemand unsere Krone raube, so möchte ich demselben zurufen: „Es wird niemand gekrönet, er kämpfe denn recht!" — Hast Du Dir die Wehrlosigkeit erkämpft mit Gebet und Schreien; ist sie in Dir eine Geistesfrucht, aus Gnaden verliehen; bist Du bereit, für sie Spott, Verfolgung und gar den Tod zu tragen; ist sie nicht nur ein Ausdruck Deiner Feigheit, Bequemlichkeit, oder letzten Endes Deines Humanitätsgefühles; dann halte sie fest, aber eine ererbte oder anerzogne Wehrlosigkeit ist gewiß nicht Kronen wert. Mir kommt's geradezu sündhaft vor diesen großen Vorzug vor den anderen Menschenbrüdern zu beanspruchen, ohne innerlich dafür zu brennen! Herrlich wäre es, unsagbar herrlich, wenn alle Menschen wehrlos wären, und man der Wehrhaftigkeit nicht bedürfte; doch die Zeit ist noch nicht da! — In der Rundschau lasen wir: „Es scheint so, die Truppen sind hier noch nicht genügend, die Horden zu besiegen"— und „sollte das Kommen des Herrn noch verziehen, möchte er geben, daß mit den Horden könnte aufgeräumt werden." Ich frage, ist dieses das Gebet eines wehrlosen Mennoniten? Und doch zweifelt keiner an der Frömmigkeit des Schreibers.

Wenn sich vor Jahren großen Gefahren gegenüber der Selbstschutz und (um d. Schreib. Ausdruck zu gebrauchen) einen Kriegsrat organisierten, so wollen wir als Christen diese Menschen nicht als Sünder bezeichnen! Wenn so ein junges Leben aus dem Selbstschutz, daß sein Teuerstes, sein Leben, für die Gesellschaft in den Riß stellte, hingestreckt vor uns im Sarge lag, und wir schmerzzerrissen nichts zu sagen wußten, da hat sicherlich jedermann gefühlt, wie folgt: „Senket weinend ins Grab hinein seiner Jugend liebliche Zier — Grabet die Inschrift auf den Stein: Jemandes Liebling ruhet hier!"

Manche dieser Männer, die mit dem Selbstschutz zu tun hatten, sind bereits in der Ewigkeit, und es tröstet mich, daß Gott, der Herzenskündige, ihr Richter ist und nicht wir kurzsichtigen Menschen.

Allen Rundschaulesern meine freundlichsten Grüße.

Frau Margarete Klassen.
New Hamburg, Ontario.

Nur das Kleid.

Erzählung von Berta Rosin.

Seit einiger Zeit fürchtete sich der Peterli vor dem Sterben. Er hätte lieber gar nicht daran gedacht; aber das Denken an den Tod kam immer ganz von selber, und am meisten, wenn er abends auf seinem Strohsack lag. Früher war er immer sofort eingeschlafen und war nicht eher aufgewacht, bis Hans, der Futterknecht, mit harter Faust an die Kammertür schlug und rief: „Aufsteh'n, Peterli, es ist Tag!"

Aber jetzt — wie Peterli auch ganz, ganz fest die Augen zukniff und sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte, der Schlaf wollte oft lange, lange nicht kommen: immer sah er das tote Meieli vor sich, wie es so lang ausgestreckt in dem Särglein lag, die wachsbleichen Händlein gefaltet. Die Aeuglein waren noch halb geöffnet gewesen; aber sie waren ganz anders als sonst, so fremd, recht eigentlich zum Fürchten. Und Peterli fürchtete sich, sobald er daran denken mußte. Er hatte sonst auf der ganzen Welt nichts so lieb gehabt, wie der Bäuerin ihr einziges, kleines Meieli. Und wenn er es oft von allen hatte zu fühlen bekommen, daß er auf dem Distelhof nur der Verdingbub war, von Meieli fühlte er's nie; das war immer gut und lieb zu ihm und weinte, wenn er fort zur Schule mußte und nicht daheim bleiben konnte.

„Wart, Meieli, bald gehen wir zusammen zur Schule," hatte er es dann immer getröstet, „weißt, jetzt bist halt noch zu klein, aber übers Jahr, dann wird's lustig."

Nun war das nicht wahr geworden. Das liebe Mägdelein hatte plötzlich so schlimmes Halsweh bekommen. Und dann war ein aufgeregtes Hin und Her im Hause gewesen, und der Doktor kam auf seinem Wägelein gefahren. Aber es half alles nichts. Peterli hörte das Keuchen und kurze, rauhe Bellen schon vor der Tür, als ihn die Bäuerin geschickt hatte, frisches Wasser im Krug zu holen, und es ging ihm durch und durch. Und dann — nach ein paar Stunden war das arme Meieli ganz still — es hatte ausgelitten. Die Bäuerin tat völlig trostlos, und der Bauer machte ein finsteres Gesicht und sprach mit keinem ein Wort.

Hernach war der Begräbnistag gekommen. Ums Haus herum hatten sich so viele schwarze Leute aufgestellt. Das Särglein stand offen vor der Haustür, und alle kamen still und sahen ergriffen auf die kleine Leiche, die in der Frühlingssonne dalag, wie ein geknicktes Schneeglöcklein. Auch Peterli schlich herbei und hätte so gerne etwas Liebes zu Meieli gesagt; aber es war so sonderbar, es kam ihm vor, als wäre das gar nicht mehr seine kleine Spielgefährtin, und etwas Kaltes kroch ihm den Rücken herauf, daß es ihn schüttelte. Der Herr Schullehrer war ganz blaß, wie ihn Peterli sonst gar nicht kannte, und die Augen, die sonst solch warmen Glanz hatten und in denen sogar oft ein rechter Schalk blitzte, glitten fast schwermütig über die Menge und blieben dann auf dem bleichen Kindesantlitz im Särglein haften. Nun ward es ganz still, und der Herr Schullehrer fing auf einmal mit bewegter Stimme an: „Alle Menschen müssen sterben!" Ja, so hatte er gesagt, und hatte sich dann an alle Umstehenden gewandt und ganz deutlich erklärt, wer's auch sein möge, der hier zugegen sei, ob im Greisenalter, ob noch in frischer, rüstiger Manneskraft, ob als zarte Kinderknospe, zu jedem käme der Tod, früh oder spät, heut oder morgen, oder in Jahren erst; sie müßten alle, alle den Weg gehen, den das kleine Meieli gegangen sei!

Daran hatte Peterli noch nicht gedacht, und nun mußte er über diese Worte so stark nachdenken, daß er von allem Ernsten und Trostvollen, was der Schullehrer noch weiter sagte, rein

nichts mehr vernahm. Immer starrte er auf das Särglein und sagte sich selber mit Grauen: Alle Menschen müssen sterben — und ich auch — und ich möchte wissen, wie's dem Meieli ist, und was sie jetzt mit ihm machen. — Völlig wundern tat's ihn, was nun wohl mit ihm geschehen würde.

Er hatte ja wohl gehört, nach dem Sterben kämen die Guten in den Himmel und die Schlechten in die Hölle; aber an sich selber hatte er dabei eigentlich nie gedacht, und daß es ihn auch etwas anginge — und überhaupt, das Meieli war ja nicht im Himmel, obschon es sicher gut gewesen war — das lag ja da im Särglein und konnte sich nicht rühren und bewegen.

Dann hatte der Peterli auch gehört, daß drunten im Kirchdorf zwei Stunden vom Distelhof entfernt, die Leute begraben würden. Aber den Friedhof hatte er nie gesehen und konnte sich ganz und gar kein Bild davon machen, wie man begraben würde und dann doch in den Himmel komme. Es war ihm unfaßbar. Ob er wohl Hans, den Futterknecht, einmal darüber befragte? Aber es war zweifelhaft, ob der etwas Genaues wußte; denn er mochte ihn fast fragen, was er wollte, so bekam er von ihm gewöhnlich die Antwort: „Weiß nicht — bin nicht so gelehrt; unsereins muß mit den Händen arbeiten."

Den Peterli wollte manchmal bedünken, man könnte mit den Händen arbeiten und dabei doch noch sonst etwas wissen; aber sagen tat er's nicht. Aber das wollte er nun: er wollte in der Schule beim Herrn Schullehrer aufpassen, ob er vielleicht noch einmal etwas vom Sterben sagen würde, und warum es eine solch unheimliche Sache sei, und wie's wohl zugehen könnte, daß man doch lieber sofort in den Himmel käme und nicht erst in solch schwarzen Sarg hinein müßte.

Oh, wie es dem Peterli jetzt weh tat, er hätte am liebsten ganz laut aufgeschrieen! Nun mußte er zusehen, wie zwei Männer den Deckel auf das Särglein legten und fest zumachten, und die Bäuerin stand daneben und weinte zum Herzbrechen, und der Bauer machte immer finsterere Augen und preßte die bleichen Lippen zusammen. Dann kam das Särglein mit Meieli darin auf einen Wagen, und nun bewegte sich der ganze lange Zug vom Distelhof weg langsam den Berg hinunter, dem entfernten Kirchhof zu. Peterli stand ganz erstarrt am Brunnen und schaute mit heißen Blicken dem Zuge nach und vergaß alles um sich herum, auch, daß er nun eigentlich in den Stall sollte, um Hans zu helfen. So stand er, eine gute Weile, bis plötzlich Leben in den Jungen kam. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben.

In großen Sätzen rannte er den Berg hinunter auf die ebene Landstraße dem schon entschwindenen Leichenzug nach. Dann wurden seine Sprünge weniger wild, und er hielt sich in Steinwurfsentfernung hinter den letzten Leidtragenden und verfolgte sie mit immer gespannter werdendem Ausdruck im Gesicht. Ja, jetzt konnte er auch schon von weitem den Kirchhof sehen. Das mußte er doch wohl sein, denn er lag dicht hinter der Kirche und war anzusehen wie ein Garten voll Sträucher und Bäume. Und wie er näher kam, sah er auch von ferne viele weiße Steine und Kreuze durch das geöffnete Tor, und bald war er hinter der Hecke und spähte aufmerksam durch deren Lücken, ob er nun wohl sehen würde, was sie mit dem Meieli machten. Aber er sah außer den vielen schwarzgekleideten Menschen nichts. Sie umstanden alle im Kreis eine Stelle, wo mitten drin der Herr Pfarrer stand und nun seinerseits zu den Leuten redete. Der kleine Lauscher hinter der Hecke konnte nichts verstehen; er bemerkte nur, wie zuletzt alle die Hände falteten und der Herr Pfarrer betete. Danach zerstreute sich die Menge, und Peterli verkroch sich schnell, damit ihn keiner gewahr werden sollte.

Jetzt stand nur noch ein einziger Mann da, und der hatte eine große Schaufel, und plötzlich, wie der Mann gerade damit die frische Erde in das kleine Grab hineinwerfen wollte, fühlte er sich am Rock gezupft. Er erschrack ordentlich, als er herumfuhr und nun in ein aufgeregtes Bubengesicht sah.

„Mach nicht so Augen, was willst?" sagte er ein wenig ärgerlich.

„Ist's da drin, das Meieli?" fragte Peterli tonlos und zeigte hinunter auf den kleinen Sarg, auf den jetzt die harten Erdschollen polterten.

„Freilich, freilich," meinte der Totengräber erstaunt und fuhr unbeirrt fort, mit der Schaufel zu arbeiten und das Grab mit Erde zu füllen.

„O, o, o!"— Der Peterli schrie und krümmte sich ordentlich vor übergroßem Leid, und die Tränen stürzten wie klare Bächlein über seine schmalen Wangen; „o, nun ist's ganz drunten in der Erde und kann nie mehr herauf, und es ist nicht im Himmel — o, o, warum habt ihr es da hinein getan!"

Der Mann mit der Schüppe sah ratlos auf das schluchzende, bebende Kind. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. „Ja, Bub, was tust denn nur so arg — freilich ist's im Himmel; aber ich muß es doch begraben — das muß ich doch, und — und —" er wußte nicht recht, wie das nun solch unvernünftigem Kind begreiflich zu machen sei, und so sagte er nur noch: „Geh' lieber nach Haus, Bub; du wirst das schon einmal hören in der Schule oder in der Sonntagsschule."

Es tat ihm wirklich von Herzen leid, wie er nun dem Büblein nachsah, wie's ohne ein Wörtlein zu sagen so müde zum Friedhof hinausschlich. „Als ob's schon einen richtigen Verstand hätte vom Sterben," meinte er kopfschüttelnd, obschon Peterli soeben bewiesen hatte, daß er im Gegenteil noch recht wenig davon verstand. Er hatte nur die Schrecken des Todes gesehen, und wußte noch nichts von seiner Herrlichkeit.

Hans, der Futterknecht, kam gerade mit einer großen Bürde Stroh zur frischen Streu von der Tenne her, als Peterli neben ihm auftauchte. Er wollte ihn tüchtig anfahren; als er aber das kalkweiße, verstörte Gesichtchen sah, fragte er nur kurz: „Wo warst du so lang, daß man dich zu nichts brauchen kann?"

„Sie haben das Meieli in den Boden hinein getan; ich habe es gesehen, und es ist ganz tot." — Es klang so traurig und trostlos, daß Hans nichts darauf erwidern konnte, sondern sich mit dem Rockärmel nur sachte über die Augen fuhr.

Hätte die arme Bäuerin gewußt, wie sehr Peterli ihren Kummer um das Meieli teilte, es hätte ihr gewiß wohlgetan. Aber sie hatte ja nicht acht auf den Jungen, er war nur das Verdingbüblein. Und wenn die Bäuerin Abend für Abend nicht zum schlafen kommen konnte vor lauter Sehnsucht und Herzweh, so konnte es Peterli ebenso wenig. Er hörte dann immer des Schullehrers klare, bewegte Stimme: „Alle Menschen müssen sterben!" Nun, er wußte, was es auf sich hatte mit dem Sterben, wie man erst so kalt und still dalag und hernach ganz tief unter die Erde mußte, da sträubte sich alles in dem Kinde gegen den Gedanken, daß es mit ihm ebenso gehen würde. Und doch hatte er das bestimmte Gefühl, er wisse vom Sterben nur die Hälfte, und darum hatte in der Folgezeit der Herr Schullehrer keinen aufmerksameren Schüler in der Religionsstunde als das Verdingkind auf dem Distelhof. Immer hoffte das Büblein, er möchte einmal wieder etwas vom Sterben sagen und es recht erklären.

Zurzeit aber wurden in der Religionsstunde die schönen, lehrreichen Geschichten des Alten Testaments behandelt, und der Lehrer, der alle neun Schuljahre zu gleicher Zeit unterrichtete, ließ an diesen Stunden auch die Kleinen teilnehmen, was in den andern Fächern nicht geschehen konnte. Es war wohl nicht leicht, den Unterricht so zu gestalten, daß die kleinen Kinder alles so genau verstanden, wie die großen, und so geschah es wirklich des öftern, daß etwas über die Köpfe der Kleinen hinwegging. Aber Peterli hätte gewiß alles verstanden; denn er verschlang den Herrn Schullehrer förmlich mit seinen Augen vor lauter Aufmerksamkeit; aber etwas Genaues vom Sterben kam nicht vor. Es hieß wohl etwa, daß dieser oder jener alt und hochbetagt zu seinen Vätern versammelt worden sei, mehr aber nicht. Wie leid tat es nun oft dem Buben, daß er am Begräbnistag vor Schrecken nicht besser zugehört hatte.

So kam der Sommer heran, und Peterli konnte, auch wenn keine Ferien waren, nicht immer zur Schule; denn da gab's nun auf dem Distelhof immerfort soviel Arbeit, daß alle helfenden Hände, und waren sie auch noch so klein, kaum zu entbehren waren. Aber nach den Ernteferien trat Regenwetter ein, und da saßen die Schulkinder wieder einmal vollzählig in der Schulstube, und der Herr Lehrer, der selbst noch jung war, hatte ein ganz strahlendes Gesicht und war so lustig und froh, daß es das reine Vergnügen war, ihm zu folgen, und man sah, sie freuten sich alle, wieder bei ihm zu lernen. Als nun die Schule aus war, hieß der Lehrer die Kinder alle noch einmal sich still hinsetzen; er habe ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Künftighin sollte hier in der großen, geräumigen Schulstube an allen Sonntagen mittags von zwei bis drei Uhr Sonntagsschule abgehalten werden. Wer Lust habe von den Kindern, sollte kommen, sie bekämen eine gar liebe Sonntagsschullehrerin, das sei die junge Frau Schulmeisterin, die nun seit den Ferien für immer zu ihm ins Schulhäuschen gezogen sei.

Ja, das war etwas ganz Neues für die Kinder und mußte beim Nachhausegehen gründlich besprochen werden. Keines war aber innerlich so erregt von der Aussicht, vielleicht in eine Sonntagsschule zu kommen, wie der Bub vom Distelhof. Hatte nicht der Mann mit der Schaufel an Meielis Grab auch noch gesagt, vom Sterben hörte man in der Sonntagsschule? Nun konnte er doch noch einmal etwas Genaues darüber erfahren. Er überwand zu Hause alle Scheu vor der Bäuerin, und wie sie gerade in der Küche stand und die Suppe zum Mittagstisch anrichten wollte, trat der Peterli mit hochrotem Gesicht zu ihr und bat so dringlich und flehentlich: „Bäuerin, darf ich am Sonntag in die Sonntagsschule?" „So, so," meinte diese verwundert, „wie ist das denn mit der Sonntagsschule? Wie kommt dir das so in den Sinn?"

Da erzählte der Junge, was der Herr Schullehrer ihnen heute mitgeteilt hatte; und wie er nun einmal ins Reden hineingekommen war, kam's auch noch heraus, daß er so gerne etwas vom Sterben hören wollte, und warum das Meieli in den Boden hinein gemußt. Der Bäuerin stieg etwas heiß in die Kehle und schoß ihr in die Augen, und sie wandte sich ab und sagte nur kurz: „Geh nur, Peterli, geh nur in die Sonntagsschule." — Zur Annekäthe, ihrer Magd, bemerkte sie aber im Laufe des Nachmittags: „Man muß dem Peterli mehr Milch in den Kaffee tun, er ist ein gar schmales Büblein."

Am nächsten Sonntag war die Schulstube schon um halb zwei gefüllt mit großen und kleinen Kindern, und alle saßen ganz manierlich und voller Erwartung auf ihren Plätzen. Das Schulzimmer sah so festlich und sonntäglich aus, wie sonst nie; denn überall standen große Sträuße von nickenden Feldblumen, und auch Edelrosen aus dem Schulhausgärtchen waren dabei. Die Fenstern standen sämlich auf einer Reihe offen, daß der Wind und der herrliche Sonnenschein nach den Regentagen ungehindert hereinfluten konnten. Das alles hatte die neue Frau Schulmeisterin vormittags so angeordnet, und nun kam sie herein, selber so frisch und so lieb anzusehen, wie ein zartes Feldblümlein. Die Kinder waren alle ganz still und betrachteten sie mit unverhohlener Bewunderung. In ihrem duftigen, einfachen Sommerkleid, das nicht nach bäuerischer Art gemacht war, und mit dem gelben, glänzenden Flechtenkranz um das feine Köpfchen kam sie den Kindern vor wie ein schönes Bild, wie sie wohl hie und da in einem Buche gesehen hatten. Das war nun also ihre neue Sonntagsschullehrerin, die solch schöne, große, tiefblaue Augen hatte und nun mit einem liebewarmen Ausdruck darin über die ganze Schar hinsah, daß augenblicklich all die Kinderherzen ihr mit voller Begeisterung entgegenschlugen.

Und wie schön war die erste Stunde! Erst das schlichte Gebet, als ob sie selber noch ein Kindlein wäre und ganz einfach zu ihrem Vater im Himmel spräche, so recht natürlich und voll Vertrauen.

Und dann der biblische Teil, wie sie von der „Stillung des Sturmes" erzählte, so lebendig und anschaulich, daß die Kinder das Gewitter auf dem schönen See Genezareth ordentlich miterlebten und sich sehr freuten, daß alles so lieblich endete und hernach wieder ganz mild die Sonne schien. Und dann führte die Lehrerin auch noch so schön aus, wie es so herrlich sei, daß man sich eigentlich nie zu fürchten brauche, und man immer nur denken könne: Der Heiland ist ja mit dabei!

Peterlis Augen leuchteten, und er dachte heimlich: „Dann ist der Heiland wohl auch dabei, wenn man sterben muß," und etwas Trostvolles kam ihm ins Herz, obschon er auf seine eigentlichen bangen Fragen noch keine Antwort hatte.

Jeden Sonntag kamen nun die Kinder zur festgesetzten Zeit und brachten manchmal noch ihre kleineren Geschwister mit, und immer war's so schön und anziehend, daß sie alle gar nicht genug bekommen konnten. Aber einmal hatte ihnen die Lehrerin eine Geschichte erzählt von einem kleinen lahmen Bübchen, wie's so gar keine Freude auf der Welt haben durfte, wie's so verlassen war und weder Vater noch Mutter hatte und bei fremden Leuten sein mußte. Und da kam nun der liebe Heiland eines Nachts zu ihm und nahm es ganz freundlich bei der Hand und sagte: „Komm mit mir!" Aber das Büblein dachte, es könne ja nicht gehen mit seinen lahmen, hilflosen Beinchen, die immer nur so schlaff und kraftlos herunterhingen.

„Ich kann nicht laufen," sagte es darum traurig; aber der Herr Jesus lächelte ihm liebreich zu und ermunterte es: „Probier's nur, mit mir geht es schon!" — Und wirklich ging's und das Büblein wandelte an des Heilands Hand über eine weite große Wiese voll Blumen, wie es noch keine gesehen, und er führte es an einen kristallhellen Strom und schöpfte mit der Hand von dem frischen, köstlichen Wasser und sagte zu dem Kind: „Da trink einmal davon!" Und das Büblein trank und war hernach ganz gesund und o, so wohl war es ihm! Da kamen noch viele, viele Büblein und Mägdlein, alle mit weißen Kleidchen und roten Backen und strahlenden Augen. Und man sah, wie es allen so wohl war, und sie grüßten den Herrn Jesus und das neue Bübchen an seiner Hand und sangen alle ein wunderschönes Lied. Und der Heiland spielte mit ihnen und führte sie selbst zu den allerschönsten Plätzchen. „Gelt, im Himmel ist's schön," sagte eines der Kleinen zu dem glückseligen Kind, und nun wußte das Büblein mit einem Mal, wo es war, und seine Freude war unaussprechlich, aber die Leute, bei denen das lahme Büblein gewesen war, wußten nicht, was mit ihm geschehen; sie sagten: „Es ist gestorben!" Aber es war mit dem Herrn Jesus nur heimgegangen in den Himmel.

Ganz hingerissen hatte die Kinderschar an den Lippen der Lehrerin gehangen, und der Peterli war einmal rot und einmal blaß geworden, und als nachher nach Schluß alle die Buben und Mädchen nach einem herzlichen „B'hüt Gott!" zur Tür hinaus waren, saß der kleine Junge vom Distelhof immer noch bewegungslos an seinem Platz und sah unverwandt nach der Frau Schulmeisterin, die am Pult stand und noch in ihrer kleinen Taschenbibel blätterte. Sie mußte wohl den Blick gefühlt haben, denn nun schaute sie auf und sah voll Teilnahme auf die schmale Gestalt des Buben und sah, daß in den dunkeln Kinderaugen ein großes, heißes Fragen brannte. Da war sie auch schon bei ihm. „Komm, Peterli, sag mir's nur, was du hast; gelt, mir kannst es schon sagen." — Aber so leicht ging's doch nicht. Ein trockenes Schluchzen durchschütterte Peterlis Brust. Wie war ihm bei der Erzählung mit einem Mal der Augenblick so gegenwärtig geworden, wo er hatte zusehen müssen, wie die Erdschollen auf Meielis Särglein polterten. Die junge Sonntagsschullehrerin strich ihm mit leiser Hand übers Haar und wartete still und geduldig, und da brach's endlich ganz leidenschaftlich hervor: „Das Meieli ist aber doch in die Erde hinein gekommen, und das Grab ist ganz zu, und es lag still im Sarg und konnte nicht mit dem Herrn Jesus über die Blumenwiese gehn, und — o — der Herr Schullehrer hat gesagt: „Alle Menschen müssen sterben!"

Erschüttert stand die Lehrerin vor dem großen Leid eines Kindes und sie flehte innerlich: Herr, gib mir Kraft und Weisheit zu meinem Amt und hilf mir auch jetzt. Und dann setzte sie sich neben das weinende Büblein und wartete, bis das heftige Schluchzen ein wenig leiser wurde.

„Peterli!"

„Ja!"

„Peterli, nun hör mal. Gelt das glaubst du doch nicht vom lieben Heiland, daß er den Menschen etwas gesagt hat, das nicht wahr ist?"

„Nein, das wohl nicht."

„Also, nun hat er aber fest versprochen, alle die ihn lieb hätten, sollten da sein, wo er ist, im Himmel, und von den Kindern sagt er's noch extra, ihnen gehört das Himmelreich. Und jetzt will ich dich etwas fragen. Wenn ich dich bäte, deine alten Kleider auszuziehen und dir dafür alles nagelneue hinlegte zum Anziehen, tätest du's dann?"

„O — ja — sicher!" meinte das Büblein erstaunt und trocknete die letzten Tränen weg.

„Aber gelt, wenn ich dann deine alten Kleider dort in den dunkeln Kasten legte und ihn ganz fest zumachte, dann tät's dir doch sehr leid darum?"

„O nein, gar nicht," meinte der Bub, „ich hätte ja dann die neuen dafür."

„Das wohl, Peterli. Aber nun denk, die alten könnten sich gar nicht mehr bewegen, nie mehr an der Sonne und der frischen Luft sein; das würde dir doch sehr weh tun?"

Peterli war immer erstaunter. „Nein," meinte er nachdenklich, „ich selber wär ja nicht mit drin im Kasten und die alten Kleider wissen's doch gar nicht, daß sie drinnen sind. Sie haben sich ja auch nie bewegt, das habe doch bloß ich getan!"

„Das freut mich, Peterli, daß du mich so schön verstehst," fuhr nun die Lehrerin fort; „aber nun will ich dir noch etwas sagen. Also, das Meieli lag ganz still und bewegungslos im Sarg und rührte sich nicht mehr, gerade so, wie deine Jacke auch keine Bewegung mehr machen würde, wenn du sie auszögst. Nun Peterli, glaub's mir nur — das war eben schon gar nicht mehr das Meieli selber. Sonst hätte es sich ja gewiß rühren müssen. Sieh' mal, wenn man in den Himmel geht, zieht man alle Erdenkleider aus, weil's da drüben neue gibt, die besser für den Himmel passen, und denk dir, man kann nicht nur das Hemdlein ausziehen, sondern auch sogar das allerinnerste Kleid — den Leib. Das ist auch nur ein Kleid, dein Körper ist ein Kleid, darinnen der Distelhofpeterli steckt, und wenn dir einmal der Heiland ein neues entgegenhält, das noch obendrein viel schöner ist, und wenn er dann sagt: „schlupf schnell hinein, jetzt geht's in den Himmel!" — gelt, da besinnst du dich nicht lange! Und was sie dann mit dem alten, abgelegten machen, wo du gar nicht mehr drin bist, ist dir dann ganz gleich, das können sie ja auf den Kirchhof tun und in der Erde drin schön verwahren. Deswegen freust du dich in dem neuen Kleid doch, wenn du damit über die Himmelswiese gehst. Siehst du nun, so hat das Meieli schon in der Stube, wo's noch so husten und leiden mußte, wie ich wohl hab erzählen hören, vom Heiland ein anderes Körperchen bekommen, das in den Himmel gehörte. Und in dem Alten war es nicht mehr drin, das konnten sie schon forttun. Es hatte wohl noch die Form vom Meieli; aber gelt, es kam dir doch so anders und so fremd vor, als hätt's nichts mehr mit dem lebendigen Meieli zu tun?"

Peterli sagte gar nichts mehr. Ganz still und sinnend saß er da. Also das war das Meieli gar nicht mehr gewesen im Särglein; es hatte den ganzen Leib ausgezogen und hatte nun einen andern an. Wie hatte das der Herr Jesus wohl gemacht? es war zu wunderbar! Und als ob die junge Frau an Peterlis Seite Gedanken lesen könnte, fügte sie noch hinzu: „Weißt, das Ausziehen und Neuanziehen, das tut der liebe Heiland für uns Menschen unsichtbar; wie's zugeht weiß keiner. Es braucht's auch keiner zu wissen. Aber wir können ihm wohl zutrauen, daß er's recht macht; und das ist sicher, daß keiner, der aus der Erdenhülle heraus ist und das Himmelskleid schon anhat, daß der wieder zurückmöchte — auch dein lieb Meieli nicht — dem gefällt's im Himmelsgarten besser als bei euch auf dem Distelhof. Behalt du nur den Heiland lieb. Wirst sehen, dann kannst du dich einmal aufs Sterben noch freuen!"

Ja, das schien der Peterli nun doch begriffen zu haben. „Also, es war nur das Kleid" — wiederholte er sich immer wieder, und mit einem Male kam eine große Erleichterung und eine große Freude über ihn, und er stand auf und schien es plötzlich sehr eilig zu haben.

„Ich muß schnell zur Bäuerin, sie weiß es vielleicht noch nicht, weil sie immer so weinen muß — und ich danke auch viel tausendmal!"— und fort war er wie der Wind zur Tür hinaus. Das liebe Schulmeistersfrauchen sah ihm ergriffen nach und faltete still die Hände zu innigem Dank.

Die Bäuerin aber saß ganz allein draußen vor dem Haus auf der gescheuerten Bank und gewahrte mit Verwunderung, wie der Peterli in aller Hast den Berg heraufkeuchte, so daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirn stand. Was hatte er denn nur? Und dabei glänzte sein Gesicht vor Freude, wie sie's noch nie an dem Buben bemerkt.

„Bäuerin, Bäuerin — o, jetzt weiß ich's — es ist doch im Himmel, das Meieli, und was sie in den Boden hinein getan, war nur das allerallerinnerste Kleid — das hat die Lehrerin gesagt, und das Kleid braucht's Meieli gar nicht mehr, weil's ein neues anhat, ein schönes vom Herrn Jesus? O, es kann im Himmel laufen, wie es will und freut sich so, daß es da ist!"

Nun mußte er sich den Schweiß abwischen und auch noch einen extra hohen Sprung tun— es war ihm so wohl und leicht, und die Bäuerin lachte unter Tränen und sagte: „Du gutes Büblein du, daß du einem solchen Trost bringen kannst! Hätt's der Vater nur auch gehört!"

Zu Annekäthe, der Magd, sagte sie aber am Abend in der Küche: „Man muß dem Peterli nur noch reine Milch geben, er hat's nötig und — und — man kann ihm Meielis Bett in sein Kämmerchen stellen, er ist im Wachsen und muß einen guten Schlaf haben." Und die Annekäthe gehorchte gern.

Nun hatte der Peterli mit einem Mal sein Grauen vor dem Sterben verloren, und als er abends zur Ruh gegangen, war er auch nach all der Aufregung sehr bald fest eingeschlafen. Und da hatte er einen schönen Traum. Er sah ganz deutlich von ferne die herrliche Blumenwiese, und der liebe Heiland ging darauf, und an der Hand hielt er das Meieli. Ja, es war noch ganz das Meieli, nur noch viel schöner, und es sah so glücklich aus und rief ihm von weitem zu: „Gelt Peterli, komm auch zu uns — hier ist's schön!"

An diesen Traum mußte er jedesmal denken, wenn ihm etwas von Meieli in den Sinn kam, und immer wieder freute er sich aufs neue, daß er nun wohl wußte, daß das kleine Mägdlein beim Heiland war. Und in noch viel späteren Jahren — wenn er an sein eigenes Sterben und Begrabenwerden dachte und darüber nachdenklich gestimmt wurde, sagte er sich allemal getrost und voll Zuversicht: „Der Heiland ist ja mit dabei — und — es ist nur das Kleid!"

**Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor**

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

**Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.**

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ **Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.**

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der **neuen**, auch den der **alten** Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Dinuba, Calif.
(Schluß.)

Wenn man so eine Reise macht, so findet man es doch viel anders, als man sich's vorgestellt hatte. Alles ist fremd, der Weg und die Gegend, und man muß genau acht geben auf Zeichen am Wege. Zudem muß man noch eine Karte haben über den Weg, auf welchem man fährt, um das Ziel zu erreichen. Nun wir kamen glücklich am ersten Orte bei der Ansiedlung Coaldale in Alberta bei meiner Schwester Margaretha und ihrer Tochter Lydia Peters an. Wir kamen unerwartet, aber sie waren sehr froh, uns wiederzusehen. Wir blieben dort eine Woche lang. Am Tage machten wir Besuche in der Umgegend, besahen uns auch eine große Zuckerfabrik von außen; 20 Meilen südlich von Coaldale, aber von innen wurde uns nicht erlaubt. An einem Tage fuhren wir westlich so bei 12 Meilen zur Stadt Lethbridge, einer ansehnlichen Stadt im südwestlichen Alberta, mit großen Geschäftshäusern, trafen auf der Straße etliche Brüderhöfer und unterhielten uns etwas. Besonders interessant war es, daß wir ihren Knochenarzt Dr. Mendel trafen und er etliche unserer Brüder bei Dinuba kannte, die früher auch mal zu ihrer Herde gehörten, aber entwischt und sich verirrt hatten in der Welt nach ihrer Ueberzeugung. Man konnte es ihm abfühlen, daß es ihnen Ernst war um ihre Brüder. Dann versuchten wir auch so viel wie möglich Verwandte und Bekannte aufzusuchen, und es gelang uns auch, viele Besuche zu machen. Wir haben uns Gottes Wort gelesen, geistliche Lieder gesungen und gemeinschaftlich uns vor unserem Gott gebeugt und ihn angebetet, sind glücklich miteinander gewesen, haben uns kennen und lieben gelernt, und werden uns so bald nicht vergessen. Sonntag, den 7. Okt., waren wir in der Versammlung bei Coaldale und es war eine ziemlich große Zahl erschienen, um Gottes Wort anzuhören. Das Wetter war ausgezeichnet und man bekam den Eindruck, die Leute waren zufrieden.

Montag machten wir uns fertig, um Dienstag uns auf den Weg nach Saskatchewan zu begeben. Wir fuhren und kamen dann über Swift Current bis Rosetown, wo wir in einem Hotel übernachteten. Den nächsten Morgen hatten wir noch so bei 100 Meilen zu fahren bis Saskatoon, wo wir uns unsere Verwandte, G. E. Harms, aufsuchten, und welche wir dann auch nach kurzer Zeit auf dem Nordende der Stadt in einem schönen geräumigen Hause gesund antrafen. Wir hatten uns schon viele Jahre nicht gesehen, somit war der Besuch für uns und auch für sie von großem Wert. Den nächsten Morgen eilten wir weiter nördlich so bei 70 Meilen bis zur Stadt Rosthern. Hier hatten wir ja liebe Verwandte, welche wir bei 28 Jahre nicht gesehen hatten, meiner Frau Schwester Gretha S. Braun. Zuerst kamen wir zu unseren Freunden D. P. Enns, früher Dorfslehrer in unserem Dorfe Schönau gewesen, wo wir uns gegenseitig wunderten, ob es auch wirklich wahr sei, daß wir uns hier auf Canadas Fluren wiedersehen konnten. Ja, der Herr hatte Gnade zur Reise gegeben. Zur Nacht gings dann zur Schwester und verweilten dort bei 5 Tagen. Haben auch bei Rosthern mehrere Besuche gemacht, uns manches mitgeteilt und denken noch oft an die Zeit, die wir dort gewesen sind. Auch ins Rosthern Einwanderungsbureau schauten wir hinein und sind etwas damit bekannt geworden.

Den 16. Oktober fuhren wir von Rosthern ab, wohl auf ein nie wiedersehen von der lieben Schwägerin und ihren 2 Jungen, Isaak und Nikolai, und auch von den lieben Freunden Daniel Enns und Gattin, und doch auf ein Wiedersehen. Ich muß noch erwähnen, daß wir auch unsere früheren Bekannten und Freunde aus Halbstadt, Geschw. Heinrich Janz besucht haben in ihrem schönen Heim dort in der Stadt. Sie waren froh und mutig trotz ihres hohen Alters. Dann packten wir unsere Sachen auf unser Auto und fort gings dem Süden zu, bis zur Station Dalmeny, wo wir noch etliche Bekannte besuchten. Es waren die lieben Freunde W. Thießens in Dalmeny, der dort die Postsachen ordnet, und nebenbei einen kleinen Store hat. Dann gings aufs Land zu alte Geschw. Joh. Thießens und verweilten etliche Stunden, lernten auch etliche ihrer Kinder kennen. Abends besuchten wir noch Jakob Thießen, unsere früheren Schulgenossen aus dem Dorfe Schönau Molotschna. Wir waren froh, sie nach 30 Jahren wieder zu sehen. Der Br. ist ja schon seit vielen Jahren Diener am Worte Gottes, und ist auch heute mutig und tätig in der Arbeit. Zur Nacht gings zu G. E. Harms, Saskatoon. Wir kamen spät abends nach Saskatoon zu meines Br. Sohn G. E. Harms, der Missionsarbeit im nördlichen Teile der Stadt tut, mit seiner lieben Gattin. Sie wohnen auch in einem schönen Heim. Wir fanden freundliche Aufnahme. Es fühlte sich dort im Norden schon etwas winterlich, denn die Nächte waren schon kalt, trotzdem es des Tages schön warm war. Hatte bald vergessen unsere lieben Geschw. Harders bei Waldheim zu erwähnen. Denn sie sind uns ja gut bekannt von früher, zudem haben sie noch Kinder bei Reedley wohnen. Johann Harders mit ihren Kindern, schon seit vielen Jahren und er ist Oberlehrer in Windsor Schule und wird als Lehrer sehr geschätzt. Die Geschwister Is. Harders haben uns auch vor etlichen Jahren in Californien besucht und so waren wir froh, sie wieder zu besuchen und zu erfahren, wie es im kalten Norden geht. Ja der lange kalte Winter ist schwer durchzumachen, er verschlingt viel Brennung und Futter. Die Ernte war nur mittelmäßig. Wir haben auch noch manche andere werte Freunde besucht in der Rosthern Gegend.

Nachdem wir bei G. E. Harms schön ausgeruht hatten, obzwar es Nachts ziemlich gefroren, aber die Sonne bald wieder alles erwärmt, packten wir unsere Sachen auf. Dann ging's südöstlich auf Winnipeg, Man., zu. Der Weg von Saskatoon nach Winnipeg ist eine Strecke von ungefähr 600 Meilen. Eine manche Stunde muß man sitzen und das Rauschen des Autos anhören, besonders auf dem mit Steinen bestreuten Wegen, und besonders dann, wenn jemand in großer Schnelligkeit vorbei- oder entgegenkommt, so fliegen die Steine nach allen Richtungen, so daß man in Gefahr ist, von Steinen getroffen zu werden, die auch mitunter das Glas durchschlagen. Uns hat der Herr bewahrt und wir kamen den nächsten Tag auf Mittag in Winnipeg an. Die Stadt ist ja groß mit etlichen 100 Tausend Einwohnern, und unter diesen waren auch die Lieben, welche wir gedachten zu besuchen. Ohne Adresse wäre es wohl fast unmöglich gewesen, doch wir hatten Straße und Nr. von der Rundschau Office. So nahm es auch nicht lange und wir hatten unser erstes Ziel erreicht. Wir gingen hinein und fanden den lieben Editor Hermann Neufeld an seiner Arbeit. Es war eine besondere Begrüßung, weil wir uns im Leben das erste Mal die Hand drückten und ganz fremd zueinander waren. Doch es nahm nicht lange und das fremde Gefühl schwand. Wir konnten auch erzählen, daß wir seinen Vater in Californien kennen gelernt hatten, indem er zweimal bei uns Evangelistenarbeit getan und auch wir mit ihm persönlich bekannt geworden seien. Nun ruht der liebe Bruder von allen seinen Werken. Nachdem wir uns in dem Arbeitsraum umgeschaut hatten und die Arbeiter bei ihrer Arbeit beobachtet hatten, durften wir noch in ihr Heim einkehren und auch mit der Familie bekannt werden. Es wohnten noch etliche von unsern Bekannten in der Stadt, und Br. Neufeld gab uns die Adressen. So fuhren wir zu Geschw. Peter Kornelsen an Pacific Ave. und trafen sie heim, auch die alten Geschw. Isaak Ediger wohnten in demselben Haus. Man hat nicht Worte, die Empfindungen zu schildern, die einem überkommen, denn seit 30 Jahren hatten wir uns nicht gesehen und zudem die schweren Erfahrungen, welche die Lieben drüben durchgemacht haben. Auch besuchten wir in der Nähe die lieben Freunde Cor. Braun und ihre Familie. Dann Morgens eilten wir wieder weiter, südlich von Winnipeg nach Winkler zu John Wiebe, welche im Dorfe Hochfeld wohnen; denn unser Schwager und Br. Heinrich Dück hat bei den lieben Freunden J. Wiebe, Herberge gefunden, als Er als Flüchtling und Einwanderer dort in Canada mit anderen ankam.

Wir fanden auch hier alles wohl an, doch ganz unerwartet, und der Bruder Heinrich konnte es fast nicht fassen, daß wir ihn besuchten. Uns war bange vor dem Winter, denn einschneien möchten wir nicht und so eilten wir am 24. Oktober morgens weiter südlich nach Nord Dakota, kamen bei Walhale über die Grenze ohne viel Aufenthalt. Die nächste Sta-

tion war Munich, Nord Dakota, besuchten Corn. Löwens und fuhren weiter nach Alsen zu unsrer Verwandten Witwe Fr. Löwen. Sie wohnt in der Stadt und hat ein schönes Heim, blieben über Nacht, und nach einem herzlichen Abschied am nächsten Tag fuhren wir weiter südlich nach S. Dakota und kamen bis Huron. Morgens machten wir uns auf u. suchten uns die alten Geschwister Johann Tschetter auf, die ungefähr 18 Meilen von Huron wohnen. Als wir auf den Hof kamen, war der alte Bruder beschäftigt. Er besorgte das wenige Vieh, das sie noch zurückgehalten hatten, denn das meiste Vieh war abgeschafft worden wegen Mangel an Futter. Ja der liebe Gott hatte das Land mit Dürre heimgesucht, und wie uns mitgeteilt wurde, hatten sie dort in jener Gegend schon mehrere Jahre Mißernten, und nirgends sah man Stroh- nach Futterhaufen. Viele Farmer hatten ihren Wohnplatz verlassen, und andre wollten auch noch fort. Die Frage, warum der liebe Gott nicht mehr segnete, konnte niemand beantworten. Von hier fuhren wir weiter bis Bridgewater, hier sah es schon etwas mehr erträglicher aus, denn es hatte mehr geregnet, und es war etwas Futter gewachsen, und auch der Winterrogen lieferte etwas Viehweide, besuchten mehrere Geschwister und wohnten am Sonntag Nachmittag einer Hochzeit bei, nämlich bei Geschwister J. N. Hofers, ihre Tochter verheiratete sich mit Geschwister P. G. Hofers' Sohn. Zur Nacht fuhren wir nach Freeman zu Geschwister J. J. Engbrechts und fanden herzliche Aufnahme. Verweilten in Freeman etliche Tage, besuchten auch die Bibelschule der Geschwister J. J. Engbrecht und fanden die Lehrer und Schüler mutig und froh an der Arbeit. Es ist dies eine Glaubensschule, welche von freien Gaben unterhalten wird, und seit neun Jahren im Segen arbeitet. Weil wir mit diesen lieben Geschwistern sei vielen Jahren bekannt sind und uns herzlich lieben, so war auch hier das Scheiden schwer. Von hier ging es nach Henderson, Nebraska zu John Görzens, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Dann machten wir noch etliche Besuche und fuhren bis Jansen, Nebr. zu unsern Verwandten John H. Wiebe, mein Vetter, trafen sie ziemlich gesund an und waren auch hier willkommen. Besuchten auch hier mehrere Verwandten und Bekannte. Sonntag Vormittag ging's zur Versammlung, und Nachmittag ging's nach Fairburg zu Vetter H. Wiebe und seiner Familie, es kamen noch mehrere Gäste, und die Zeit eilte nur zu schnell. Am nächsten Tag, den 5. November ging's nach Kansas dem Städtchen Hillsboro zu. Kamen hier etwas vor Abend an bei den Schwestern Anna und Sara Koop. Auch hier fanden wir freundliche Aufnahme und verweilten etliche Tage. Donnerstag war Gabentag des Hospital, es war schönes Wetter, viele Besucher waren erschienen, und es gab eine schöne Einnahme. Von hier eilten wir nach Lehig zu Geschwister D. B. Wiebe, und auch zu J. B. Wiebe, und haben uns manches mitgeteilt, auch Schwester H. Schröder und ihren kranken Sohn Edgar besuchten wir. Dann ging's Inman zu, wo wir im Zoar Versammlungshause einem Begräbnis beiwohnten, und dann zu Geschwister H. D. Krökers fuhren, unsrer Tochter Elisabeth Schwiegereltern. Verweilten auch hier bei Inman etliche Tage und eilten weiter dem Westen zu bis Meade, Kans., wo wir Verwandte und Bekannte haben. Dann fuhren wir bis Montezuma, Kans. zu Js. Harms, und Peter Harms, unsern Vetter, waren auch froh, uns zu sehen. Von hier ging es bis Garden City zu unserer Nichte Js. Schmidt auf den Hof. Besuchten noch die andern Vetter und Nichten. Montag morgens machten wir uns auf den Weg nach Texas zu unseren Verwandten A. A. Friesen. Hier übereilte uns ein starker Sandsturm, und blieben einen Tag, bis der Sturm sich legte, und den nächsten Tag fiel etwas Schnee, aber wir eilten fort dem Westen zu, und kamen den 1. Dezember wohlbehalten zu Hause an. Wir fanden auch alles in guter Ordnung, dem Herrn die Ehre für die glückliche Bewahrung auf dem Weg und auch daheim. Und wir danken auch allen herzlich für die freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft und wünschen auch Besuch von dort!

— Ende. —

Von John C. Harms.

---

808 Shelton Str., Dallas, Oreg., den 16. Januar 1935.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht was Er dir Gutes getan hat!"

Möchte den vielen Freunden, die die Rundschau lesen, einmal wieder etwas mitteilen von des Herrn Segnungen auf meiner Reise bei der Wortverkündigung.

Nachdem ich am 16. November über die Grenze von Kanada kam, durfte ich 7 Wochen in Portland, Oregon, Versammlungen haben. Die ersten 3 Wochen in der deutschen, 2. Baptistengemeinde, wo auch viele andere kamen und regen Anteil nahmen. Dann eine Woche in der kleinen M. B.-Gemeinde. Während dieser Woche kam auch der l. Br. C. N. Hiebert, von Winnipeg, auf seiner Heimreise von Californien dort durch und hielt einen Tag in Portland an. Es war mein Vorrecht den Tag mit ihm in Gemeinschaft zuzubringen und von ihm an jenem Abend mal wieder mit Hochgenuß einer geistreichen Predigt zu lauschen. Hatte dann noch eine Woche Versammlung mit den Menn. Brüdern und den Kirchl. Brüdern zusammen. In denen wir auch reichlich gesegnet wurden.

Die Woche über Weihnachten, durfte ich in Dallas unter den Geschwistern der Menn. Brüdern verweilen und mehrere Versammlungen abhalten.

Zu Neujahr und die folgende Woche hatte ich die Einladung wieder zurück nach Portland zu kommen, für eine Versammlungswoche in einer deutsch-evangelisch-lutherischen Kirche. Dort wurde solcher Hunger nach dem teuren Worte Gottes bekundet, daß bald darauf beschlossen wurde, noch eine weitere Woche unter ihnen zu bleiben. Der Zudrang war so groß, daß die Besucher am Sonntag abend weggehen mußten, weil sie nicht hineinkonnten. Auch die Bibelstunden an den Nachmittagen wurden zahlreich besucht. Mit großer Begeisterung wurde gesungen und gebetet. Diese Versammlungen waren auch für mich eine große Ermutigung. Dann wurde ich von verschiedenen Seiten gebeten, mich für längere Zeit in Portland aufzuhalten und mit dem Worte Gottes zu dienen; oder dann in der Zukunft meine Besuche zu wiederholen. Ja, wo der Herr die Türen öffnet und hungrige Seelen unters Wort kommen, da ist das Dienen nicht schwer. Man ist dann selber an einer frischsprudelnden Quelle und trinkt mit Hochgenuß mit.

Bin nun wieder in Dallas und mache hier Fortsetzung mit den Versammlungen und darf mich in Gemeinschaft mit lieben Gotteskindern am Worte des Lebens ergötzen. Es hat ja auch nicht können ohne Kämpfen abgehen, in der Sache für den Herrn. Auch manche schlaflose Stunden in der Nacht sind zugebracht worden mit ernstem Nachdenken und Ringen im Gebet, oft mit körperlichen Leiden gemischt und überanstrengten Nerven. Doch brauchte bis jetzt noch keine Versammlung deswegen ausgesetzt werden. Der liebe Herr hat mich so gnädiglich bewahrt auf der ganzen langen Reise von Anfang Juli an, durch vier Provinzen in Kanada und auch hier nun, daß ich ganz beständig an der Arbeit bleiben durfte ohne Ferien. Voraussichtlich liegt auch noch ein großes Feld mit viel Arbeit vor mir, was mir viel Freude bereitet. Möge der Herr auch fernerhin in allem leiten und seinen Segen dazu geben. Möchte mich hier auch der Fürbitte der Kinder Gottes empfehlen; auch für die Arbeit unter den Mexikanern im Süden.

Zu den durchborten Füßen Jesu und im Meer seiner Liebe.

P. E. Penner.

Blumenort, am 16. Jan. 1935.

Am 15. Januar 1935 waren es 50 Jahre seit das Ehepaar Heinrich und Helena Wiens hier in Blumenort wohnhaft, sich die Hände zum Ehebund reichten. Dieser Tag wurde in unserm Gotteshause gefeiert. Eingeleitet wurde das Fest mit Singen des Liedes: „Lobe den Herrn den mächtigen Königt der Ehren." Ansprachen wurden gehalten von Aelt. Johann Bückert, Prediger Cornelius Krahn und dem Unterzeichneten. Auch wurden mehrere Lieder von der Versammlung und dem Chor gesungen. Abends versammelten sich noch junge Leute und der Chor im Hause des Jubelpaares, wo auch noch eine Ansprache und gesungen wurde. Die Schlußgedanken des Jubilars wurden in dem folgenden Sinne zum Ausdruck gebracht. Wenn wir daran denken, wie der Herr unser Gott, uns bis hieher so wunderbar geführt hat, müssen wir mit dem Psalmisten ausrufen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat." (Psl. 103.) Ich, Heinrich G. Wiens, bin am 15. Januar 1860 im Dorfe Paulsheim (Molotschna) geboren. Meine Frau Helena, geborene Schmidt, ist am 2. März 1863 im Dorfe Heinrichdorf in Wolinien geboren. Wir sind beide im Jahre 1880 getauft und am 15. Januar 1885 getraut worden. Anno 1885 siedelten wir auf Memrik im Dorfe Karpowka an. Zu der Memriker Ansiedlung gehörten 10 Dörfer. Die totale Mißernte im ersten Jahre machte den schweren Anfang noch schwerer. Zu unserer Wirtschaft in Karpowka gehörte eine Landfläche von 60 Deßjatinen. Im Jahre 1893 wanderten wir von Karpowka nach den Ver. Staaten aus. Am 1. Mai kamen wir in Minnesota an. Im September fuhren wir nach Kansas. Daselbst blieben wir bis September 1894. An diesem Datum traten wir unsere Rückwanderung nach Rußland an, wo wir am 1. Oktober anlangten. Wir übernahmen vom neuen unsere alte Wirtschaft. — Uns sind 16. Kinder geboren: 9 Söhne und 7 Töchter. Sieben Kinder sind uns gestorben. Jetzt leben noch 9, 5 Söhne und 4 Töchter. Gegenwärtig haben wir 36 Großkinder. In den Jahren 1914—1925, wo der Krieg und die Revolution tobte, sind wir in viel Angst und Todesnöten gewesen. Der Herr hat uns gnädiglich bewahrt und erhalten, obzwar ein Sohn umgebracht worden ist. Im Jahre 1925 wanderten wir nach Canada aus und kamen am 1. Mai in Gretna an. Der Anfang ist auch hier schwer gewesen. Wir haben aber nie Mangel gelitten, Gott sei Lob und Dank dafür. Wie wunderbar sind doch Gottes Wege! Wir können unserem großen Gott nicht genug danken für seine Gnade für seinen Schutz und Schirm in den zurückgelegten 50 Jahren. Von den Kindern konnte nur ein Sohn auf dem Feste sein. Drei Söhne und zwei Töchter wohnen in Alberta, ein Sohn, Gerhard, in Idaho, U.S.A., eine Tochter noch in Rußland und eine Tochter in der Ostreserve Manitobas.

Nebst Gruß,

Jakob J. Klassen.

Gretna, Man., box 20.

Bücherbesprechung

Alexander Schwarz, In Wologdas weißen Wäldern. (Hans Harder Verlag, Altona—Elbe bei Hamburg).

Es ist in unseren Zeitschriften schon manches über dieses Buch gesagt worden, doch möchte auch ich noch meine Meinung bezüglich desselben in die Wagschale werfen.

Ich unterschreibe, was über das Buch schon gesagt ist, besonders auch von Dr. Walter Quiring. Besonders betonen möchte ich noch, daß hier ein Nicht-Mennonite die Verhältnisse schildert, und daß das Buch für uns Mennoniten ganz besonderes Interesse gewinnt, weil es unsere Märtyrer im Rahmen des allgemein Menschlichen zeigt. Wir sind ein abgeschlossen lebendes Volk, und gewiß fragt sich mancher, der uns nicht kennt: „Wozu sind sie eigentlich da?" — In Rußland sagte mir ein deutscher russiphyler Cheauvinist einmal, Zucker, der nicht im Thee aufgelöst werde und in demselben aufgehe, mache auch keinen Thee süß, und mennonitische Vorzüge, die nicht im Russentum aufgingen, helfen dem russischen Heimatland nichts.

Wenn so, dann müssen wir aber auch in Betracht ziehen, daß der Zukker nie selbst in den Thee springt, sondern von der Hand eines solchen hineingetan wird, der weit über Zukker und Thee steht.

In A. Schwarz' Buch finden wir den Mennonitenprediger Peters „in den Thee getan", und was er als bescheidenes Talent in der Stille geworden ist, das zeigt er nun als ein wahrhaft in Gott geheiligter Charakter in dem Strom der Welt. Wir sehen die Märtyrer nicht, wie sie die eigene Partei schildert, sondern wie man sie von der Seite her sieht, und das ist neben allem anderen ein besonderer Wert des Buches.

Das Buch ist nicht vom parteiischen Standpunkt aus geschrieben und wie dem Mennonitenprediger so widerfährt dem orthodoxen „Batiuschka" und dem lutherischen Pastor freundliche Gerechtigkeit. Hier wird ein Mensch nicht von den Vorzügen einer Partei wohl aber von der elementaren Kraft des Christenglaubens so stark überführt, daß er zuletzt sogar Wologdas weiße Wälder segnet, weil verzweifelnde Menschen dort Gott gefunden haben.

Wenn ich nicht irre, dann haben die, die vor mir über das Buch schrieben, immer wieder geglaubt betonen zu müssen, daß sie nicht darauf aus seien, den Absatz desselben zu steigern. Ich muß gestehen, daß ich mich jedenfalls sehr freuen würde, wenn das Buch großen Absatz fände, — wenn es besonders auch von uns Mennoniten viel gekauft würde.

Warum soll nur immer die Schundliteratur die guten Geschäfte machen? Daß sie die macht, zeugt von der Verderbtheit unseres Geschmackes und Urteils und stärkt die Position des Bösen dem Guten gegenüber.

Warum sollten wir nicht bemüht sein, den ausfließenden Strom von Geldmitteln dahin zu leiten, wo wir auch etwas Wertvolles dafür bekommen?

Leser, kauft das Buch „In Wologdas Wäldern" und lest es. Es wird Euch inneren Reichtum geben. Ihr werdet die Position des Guten dem Bösen gegenüber stärken, und ihr werdet euch dadurch auch, wenn nicht direkt so doch indirekt, der Notdurft der Heiligen annehmen und ihnen helfen, bis an's Ende zu beharren und selig zu werden. Ich habe das Buch mit Gewinn für mich selbst gelesen.

Jacob H. Janzen,
35 Church Street, Waterloo, Ont.

— **Paris, 12. Januar.** Tausende von Arbeitslosen wurden heute in Kämpfen mit der Polizei verwickelt, als sie in den Vorstädten von Paris Demonstrationen veranstalteten, um von der Regierung Unterstützung zu verlangen. Ueber 20 Personen wurden so schwer verletzt, daß sie in Hospitälern eingeliefert werden mußten. Verhaftet wurden 20 Personen.

In Paris selbst kam es ebenfalls zu Demonstrationen. Die Polizei bewachte drei Hallen, in denen sich 11,000 Arbeitslose versammelt hatten und Unterstützung verlangten.

Die Erbitterung der Arbeitslosen ist gestiegen, seitdem die Regierung weitere Milliarden für Rüstungen bewilligte und gleichzeitig die Pensionen der Veteranen und die Gehälter der staatlichen Angestellten beschnitten. Fast kein Sonntag ist vergangen, an dem nicht Protestversammlungen von den Veteranen abgehalten wurden. Schon wiederholt haben auch Bauern aus dem nördlichen Frankreich Expeditionen nach Paris veranstaltet, um dort gegen die Notlage der Bauern zu protestieren.

„Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit." Hebr. 13, 8.

Dieses Wort sei unser Halt fürs neue Jahr, es sei unser Leitstern auf der Pilgerreise. Es gibt also bei allem Wechsel der Zeiten, bei aller Vergänglichkeit etwas Bleibendes: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Derselbe gestern, da Er in Niedrigkeit auf Erden wandelte, derselbe heute, da Er durch Sein Wort und Seinen Geist in der Menschheit wirkt, derselbe auch in Ewigkeit, da Er der Frucht Seiner Arbeit sich erfreut. Er bleibt derselbe auch in dem kampfesschwülen Heute des ausreifenden Antichristentums. Derselbe in unserem Gestern, da Er sich um uns gemüht hat, in unserem Heute mit all den ernsten Aufgaben, Nöten und Fragen, in die Er uns hineinstellt. Derselbe auch in unserem ewigen Daheimsein bei dem Herrn, wenn Er Sein Werk an uns vollbracht hat.

Was bedeutet das, wenn wir bekennen: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit?

Es bedeutet, daß unter all den Stürmen der Zeit das Kreuz von Golgatha unerschüttert dasteht, als die einzige und sichere Zuflucht. Jeder, der dem drohenden Zusammenbruch der lügnerischen und trügerischen Welt und dem kommenden Gericht des heiligen Gottes entfliehen möchte, findet am Kreuz den festen Bergungsort. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, das bedeutet, daß der Heiland auch heute noch seine Ewigkeitsarbeit tut, das Verlorene zu suchen und zu retten. Ob auch die laute Welt von den Vorgängen des Reiches Gottes keine Notiz nimmt, oder sie mit Spott überschüttet, wir, die wir uns haben herausretten lassen aus dem verkehrten Geschlecht, sind dennoch getrost, weil wir wissen, daß Freude im Himmel ist über jeden Sünder, der Buße tut.

Es bedeutet, daß Jesus Christus der Lebensfürst ist. Die Welt weiß für Ihn immer noch keinen anderen Platz als das Kreuz und das Grab. Aber Er ist von den Toten auferstanden und damit der Macht und Wut der Welt und ihres Fürsten gänzlich entrückt. Er lebt, und der Tod wird über Ihn hinfort nicht herrschen. Ihm, dem Herrn aller Herren und dem König aller Könige, ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Sein Reich ist ein Reich der Gerechtigkeit und der Wahrheit, des Lichts und der Liebe, des Friedens und des Lebens. Die Welt versucht mit allen Mitteln und Mittelchen aus sich selbst das Reich der Gerechtigkeit hervorzubringen; dabei arbeitet sie an ihrem eigenen Untergang, weil sie Christus in ihrem blinden Wahn verwirft. Wer aber jetzt die Gnade verschmäht, den trifft einst Sein Zorn. Kein Leugnen des Unglaubens, kein Haß und Hohn der Feinde kann daran etwas ändern.

Es bedeutet, daß die an Christus glaubende Gemeinde wohl versorgt ist. Er reicht den Gläubigen dar, was sie bedürfen, um in dieser Welt ein Licht und ein Salz zu sein. „Aus Seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade." Die Gemeinde hat Ihn, das Haupt der Gemeinde, darum fehlt es ihr auch nicht an Beistand und Schutz in der feindseligen Welt. Hat doch ihr König von Anfang an ihr das Wort mit auf dem Weg gegeben: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Darum darf auch das Volk Gottes wissen:

Rüsten sich die Pharaonen
Zum Verschlingen ohn' verschonen,
Jakobs Hirte lacht dazu;
Er läßt diese kleinen Großen
Sich die Köpfe blutig stoßen,
Und den Schafen gibt Er Ruh.

Gott segne alle Leser Er segne alle, die bei dem zunehmenden und immer stolzer sich gebärdenden Abfall vom Glauben klar bei dem Bekenntnis bleiben: Wir werfen unser Vertrauen nicht weg, wir wollen nicht von denen sein, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten (Hebräer 10, 39). Gott segne alle, die in gottloser Umgebung, unter Schmach und Verfolgung, bei Mangel, Trübsal und Ungemach mit Paulus und seinen Leidensgefährten sprechen: In dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat (Römer 8, 37). Der Herr kennt die Seinen, auch die auf einsamen Posten stehen und da den Kampf kämpfen, der ihnen verordnet ist.

Laßt uns zu Beginn eines neuen Jahres die Buße und Beugung nicht vergessen. Wir müssen von einem Mangel reden in unserem **Christenwandel**, unserer **Christenhoffnung** und in unserer **Christengemeinschaft.** Wie ist es da bei uns? Wenn wir uns ernstlich prüfen, werden wir uns vieler Mängel bewußt. Des Mangels an **Glaubenskraft,** wenn der Wandel dem Glauben nicht entsprach; des Mangels an **Hoffnungsfreudigkeit,** wenn wir uns durch die Weltvorgänge in Sorge, Unruhe und Furcht hineintreiben ließen, statt auf den Herren allein zu sehen; des Mangels an **Liebesglut,** wenn unsere Liebe nicht ausreichte zum Tragen, zum Vergeben, zum Hoffen. „Wir aber müssen uns schämen", so wollen wir mit dem Propheten Daniel sprechen. Ja, tief schämen wollen wir uns vor dem Herrn, uns anklagen, daß wir Ihn, ach so oft, durch Unglauben und Mißtrauen entehrt und Sein Gnadenwerk an uns und andern gehindert haben. Kommt, laßt uns niederfallen vor dem Herrn und die Hilfe und die Abstellung unserer Mängel allein bei Ihm suchen.

Kommt, laßt uns mehr in die Bibel hineingehen! Sie allein bringt uns auf die rechte Spur in unserem Denken und in unserm Beten. Sie leitet uns an zu bitten um offene Augen unseres Verständnisses, damit wir immer besser erkennen, was Gott uns in Christus gegeben hat. Und fangen wir erst recht an zu beten, dann kommen wir aus dem Gefühl unserer Schwachheit nie heraus und wissen doch: ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Das bewahrt uns vor dem sündlichen Begehren, selbst etwas gelten zu wollen. „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert", so heißt es dann bei uns. Unsere Niederlagen werden uns beugen, aber nicht entmutigen. Wir suchen die Schuld bei uns, und lassen uns Seine Züchtigungen gefallen.

Und derselbe auch in Ewigkeit, so heißt es von Christus. Das gilt auch von allen Seinen Verheißungen. Gehört Er hier Seiner teuer erkauften Gemeinde an, so gehört Er auch in alle Ewigkeit ihr an. Läßt Er sie teilnehmen an Seiner Schmach und an Seinen Leiden, so wird sie auch teilhaben an Seiner Herrlichkeit und Macht. In Christus ist und bleibt uns unser himmlisches Erbe gewiß. Laßt uns im neuen Jahre viel mehr noch trachten nach dem, was droben ist, da Christus ist. So wird für uns alle das Jahr 1935 im tiefsten und wahrsten Sinne ein Jahr des Heils.

H.

Bei den Mennoniten von gestern...

von **Walter Quiring.**
(Fortsetzung und Schluß.)

Der andere Tag sieht mich schon auf dem Wege nach dem etwa dreißig km. entfernten Weidenfeld. Dankbar empfinde ich, daß mir mehrere Nachbarn im Dorf ihre Fuhrwerke für die immerhin umständliche Ochsenfahrt anbieten; selbstlose Hilfsbereitschaft scheint hier noch eine lebendige Tugend, noch eine Selbstverständlichkeit zu sein. Schneckenlangsam bewegen wir uns durch den stillen Busch, dessen gesammelte Ruhe mich immer wieder in ihren Bann zwingt.

Erst um zehn Uhr abends etwa kommen wir nach Weidenfeld; aber hier liegt schon alles im Schlaf. Mein Fuhrmann fährt zu seinem Schwager, dem Schullehrer, während mich Ohm Schröder an eine Familie Peter Reimer empfohlen hat. Sie wohnt beim Lehrer über der Straße, und ich gehe sofort hinüber. Aber auch hier ist bereits tiefe Nacht. Ich lasse das Licht meiner Taschenlampe über den Hof gleiten, was die Hunde zu einem wütenden Gekläff reizt, doch im Hause bleibt alles still. Was nun? Wecken mag ich die mir unbekannten Leute nicht. Draußen übernachten? Aber es ist gerade heute etwas kühl, denn der Wind bläst vom Süden. Langsam gehe ich zurück zum Lehrer. Dessen Haus besteht nur aus einem einzigen, fast winzigen Zimmerchen, aber „das wird sich schon schicken", meint er gemütlich.

Währenddessen ist auch seine Frau aufgestanden und hat uns rasch einen Imbiß gerichtet. Der Lehrer breitet in der kleinen Küche auf dem Fußboden ein Segeltuch aus, legt Kissen und Decken zurecht und wünscht uns gute Nacht. Wir verstopfen die breite Ritze unten an der Tür wegen der Schlangen mit Säcken, wickeln uns in unsere Decken, und bald höre ich meinen Bettgenossen regelmäßig schnarchen.

* * *

Morgens, wir sitzen in der Küche beim Privs (plattd. Kaffeeersatz), kommen schon etliche Nachbarn, die den nächtlichen Tummult gehört haben, und fragen nach meinem Woher und Wohin. Auch des Lehrers Nachbar, der Dorfschulze Harder, ist herübergekommen. Ich erzähle, daß ich in Weidenfeld gern einige Wochen arbeiten möchte, und frage, bei wem ich mich hier wohl einmieten könnte.

„Einmieten?" meint Harder, „nein, das gibt es bei uns nicht; für Essen und Schlafen nimmt man bei uns nicht bezahlt. Wenn Euch mein Haus gut genug ist, seid Ihr uns willkommen."

Dankbar nehme ich die Einladung an, und gleich nach dem Frühstück geben wir hinüber. Aber das Hardersche Haus hat nur zwei kleine Zimmer, und ich zähle neun Kinder! Wie ich hier arbeiten soll, ist mir vorerst ein Rätsel. Aber Harders wissen Rat. Sofort müssen die Mädchen an die Arbeit. Sie räumen eines der Zimmer vollkommen aus, verschmieren den Fußboden leicht mit Lehm und Kuhmist, stellen Bett, Tisch und zwei Stühle (ihre einzigen, wie ich bald sehe) hinein, und mein Arbeitszimmer ist fertig.

„So, nun kanns schon losgehen mit dem Geschichtenschreiben," meint Harder, und sieht mich wie um Entschuldigung bittend an.

„Ja, und Ihre Kinder?"

„Die Kinder? Für die ist bald gesorgt," entgegnet er, „die erwachsenen Mädchen richten sich auf dem Boden ein, die Jungs im Schuppen, und die Kleinsten kommen zu uns ins Zimmer, so haben wir alle gut Platz. . . . Tags nehmen wir die laute Gesellschaft zu uns in die Küche und machen sie so ein bißchen unschädlich, damit Ihr ungestört arbeiten könnt."

* * *

„Uebrigens; wie alt seid Ihr eigentlich?"

Ich nenne die Zahl meiner Jahre.

„Dann sind wir ja ungefähr gleichalterig und könnten uns auch duzen, wenns Dir recht ist".

Mir ists recht, und herzhaft schlage ich ein.

Und dieser Vorgang wiederholt sich ähnlich in den nächsten Monaten vielleicht vierzig, fünfzig Mal. Kaum habe ich mich mit einem neuen, etwa gleich alten Bekannten einige Minuten unterhalten, so erfolgt mit unbedigter Sicherheit die Frage:

„Wie alt seid Ihr eigentlich?" Und was in Deutschland taktlos und lächerlich wirken würde, ist unter diesen gütigen Menschen ganz natürlich und selbstverständlich. Niemals empfinde ich das Anerbieten der Dutzbruderschaft als ungehörig oder zudringlich, überall ist es echt und der Stimmung des Augenblicks mit einem feinen Gefühl angepaßt. —

Nur ein einziges Mal biete ich von mir aus das Du an und erlebe einen Reinfall. Ich wohne schon einige Tage bei einem Ohm, einem herzensguten, stets hilfsbereiten Menschen, und nach den bisherigen Erfahrungen wundert mich seine Zurückhaltung, als das Gespräch einmal zufällig auf das Duzen kommt. Ich glaube eine leichte Verlegenheit zu bemerken, deute sie falsch, gebe mir einen Ruck und biete es ihm an, das Du. Aber sofort merke ich, daß ich hier irgendeine Form, ein ungeschriebenes Gesetz, verletze.

„Ja, wenn Ihr das durchaus wollt", meint er und schaut dabei zum Fenster hinaus, „ich bin mit der Ehre nicht geplagt".

Und ich schlußfolgere: einen Prediger dutzt man hier also nicht.

„Sie haben mich mißverstanden," sage ich (blitzartig spüre ich den großen Unterschied zwischen uns geistig beweglicheren, aber unwahrhaftigen Europäern und jenen geraden, schwerfälligen Herzensmenschen) „es wäre mir lieb, wenn Sie mich dutzen wollten, mir kommt es natürlich nicht zu, einen Ohm Du zu sagen. . ."

„Ach so meintest Du das, ja, da können wir natürlich . . ."

Und so haben wirs in Zukunft auch gehalten.

* * *

Beim Mittagessen — auf dem Tisch duftet das Leibgericht der Mennoniten, die goldgelbe Hühnersuppe — erfahre ich, daß Harders vor einigen Tagen beraubt worden sind. Von der Front entlaufene Soldaten treiben sich im Busch umher und holen sich nachts aus den Gärten und unverschlossenen Kammern der Kolonisten was sie zum Unterhalt brauchen; so sind Harders um ihr ganzes Geschirr gekommen.

„Wo haben Sie denn sobald Ersatz hergefunden?" frage ich und zeige auf die lange Reihe Löffel und Gabeln neben den Tellern auf dem Tisch.

„Das ist sehr einfach", meint Frau Harder, „wenn so etwas passiert, helfen die Nachbarn immer gern aus; der eine bringt einige Gabeln oder Messer, ein anderer Teller und Tassen usw. So haben wir heute nicht weniger Geschirr als vor dem Ueberfall, nur etwas bunt zusammengewürfelt ist es."

„Eine Versicherung für solche Fälle gibt es in Menno wohl nicht?"

„Eine Versicherung?" fragt Harder erstaunt, „nein, von einer Versicherung steht nichts in der Bibel. Wenn unser Nachbar in Unglück gerät, sollen wir ihm freiwillig helfen und uns nicht erst durch Unterschrift dazu verpflichten. Und überhaupt: warum läßt man sich denn versichern? Doch nur, weil man seinem Herzen und dem der Nachbarn nicht mehr trauen kann . . . ."

* * *

Am Pfingstabend komme ich nach R. zu Bückerts. Diese laden mich ein, am ersten Feiertag mitzufahren nach M. zur Kirche. Die Fahrt geht wieder durch den einsamen Dornbusch, der sich überall gleich bleibt, und durch die großen Wassertümpel der Kämpe. Mitten in solch einem Weiher bleiben die Ochsen stehen und saufen, langsam, schlürfend, durch das Zaumgebiß. Sie mögen dieses Wasser lieber als das aus den Brunnen, und sogar Sumpfwasser ziehen sie diesem vor.

Die Schneise nach M. ist schlecht ausgehauen, und wir müssen ständig auf der Hut sein, um von den stacheligen Aesten nicht ins Gesicht gepeischt zu werden. Das ist ein dauerndes Bücken und Abwehren, und manchmal erwischts einen doch; aber nachdem ich erst einmal zurücklaufen und meinen Hut holen mußte, halte ich einen Stock vor mich als Prellbock.

Freund Bückert fragt mich aus über Deutschland. Ob wir noch das alte Gesangbuch benutzen, und ob sich die Mennoniten in Deutschland alle duzen. Aber auch kleinere Dinge möchte er wissen: was wohl meine Schuhe gekostet haben, und ob wir alle so helle Hüte mit schwarzem Band tragen; ob ich auch ein Rundfunkgerät (er sagt englisch Radio) besitze und was ich von dem Leierkasten halte.

Ahnungslos setze ich ihm dessen Vorteile auseinander: Musik, die mir Bedürfnis sei, ab und zu ein Vortrag, politische Nachrichten, am Sonntag gelegentlich auch eine Predigt, weil ich weit weg wohne von meiner Gemeinde usw.

Aber ich sehe, daß sich Ohm Bückerts Gesicht mehr und mehr verfinstert.

„Nein", sagt er ernst, „das mit dem Rädio, das solltest Du lieber nicht machen; das sind alles Werke des Teufels. Und wenn Du so ein quietschendes Ding schon hast, bist Du ja eigentlich kein Mennonit mehr. . . Dann gehörst Du womöglich auch zu den Menschen, die da glauben, daß die Erde rund ist und daß sie sich bewegt?"

„Ja", bekenne ich fast schuldbewußt, „das muß ich schon gestehen".

„Und ist es bei Euch denn keine Sünde, einen Trauring zu tragen?" fragt zwischendurch über unsere Schulter Frau Bückert und zeigt auf meinen Ring.

Also ein regelrechtes Kreuzverhör, denke ich, und setze mich auf dem Baumwollsack, der uns als Sitz dient, quer, um den Frauen auf der „Sitzleiter" ins Gesicht sehen zu können.

„Sünde? Nein, der glatte Ring ist bei uns lediglich ein Zeichen, daß ein Mensch verheiratet ist. Trägt ein Ehemann keinen Ring oder steckt er ihn, etwa auf einer Reise, in die Westentasche, so läßt das auf allerlei Absichten schließen."

„Ach so ist das bei Euch. . . Natürlich, das ist was anderes, wenn Ihr den Ring als Schild haben müßt, sozusagen als Warnung oder auch als Pfand. . . . Aber bei uns brauchts das nicht, wir wissen auch ohne Trauring, ob wir verheiratet sind. . . "

„Ja, Du kommst da auf den Ring" sagt Ohm Bückert wie in Gedanken verloren, „auch bei uns fangen schon einige an ihn zu tragen. Aber das mit der Erde meine ich . . . Sieh mal, die Bibel, dort ist das ganz anders erklärt. Dort bewegt sich die Sonne und die Erde steht. Und die Bibel wird es doch wohl besser wissen als ihr Weltweisen, oder nicht? Aber weißt Du, woher alle diese verdrehten Ansichten kommen? Von der Hochschule. . . . Bei uns in Canada lernten sie in der Hochschule sogar, wie lang der Darm eines Ochsen ist. Jawohl, soweit können die Menschen kommen. . . . Wie willst Du mir mit Deiner Gelehrsamkeit z. B. beweisen, daß die Erde rund ist?"

„Kinderleicht, das . . . ." sage ich und rücke Hut und Brille zurecht, die eben wieder unsanft von einem Ast gestreift wurden, „wenn Sie z. B. auf hoher See . . . ."

„Ja, das mit Deiner See, das weiß ich auch ohne Dich", unterbricht mich ungeduldig Ohm Bückert, „aber das ist nichts, das kannst Du kleinen Schulkindern einbilden. . . Du siehst schließlich auch den Rauch nicht mehr, willst Du sagen, und dann? Meinst Du, die können ewig so bergab fahren bis auf die untere Seite?" fragt er belustigt. „Und wenn dann der Kapitän mal nicht aufpaßt und etwas zu weit über den Rand fährt? Plumps, und die ganze Gesellschaft saust in die Tiefe," und Ohm Bückert schüttelt sich vor Lachen. „Nein, das mußt Du mir schon etwas klüger erklären. . . ."

Aber da sind wir auch schon in

M., und ich bin fast froh, als sich das Tor knarrend öffnet, denn ich hätte es doch nicht vermocht, Ohm Bückert Bewegung und Form der Erde überzeugend zu erklären. . . .

* * *

Als wir gegen Abend heimkommen, warten zwei Fernheimer auf Ohm Bückert. Ob er ihnen nicht etwas Mehl verkaufen könne, fragen sie, der Kafir sei ihnen alle geworden, das Geld sei knapp usw.

Mehl? Ja eigentlich habe er kaum genug für sich, aber wenn sie's so nötig brauchten, müsse er ihnen natürlich etwas abgeben. Einen Sack voll vielleicht, mehr werde er kaum erübrigen können, sie seien auch elf Esser . . .

Er nennt einen sehr mäßigen Preis, und der eine der Käufer beeilt sich zu bezahlen.

„Dann können wir das Mehl hier gleich auseinanderwiegen", meint sein Begleiter.

„Auseinanderwiegen? Wieso? Das Mehl habe ich natürlich für mich gekauft und nicht für uns beide. Du mußt jetzt zusehen, wo Du auch welches herbekommst".

Aber der so Benachteiligte kriegt einen roten Kopf.

„Ja hör einmal, wir fahren zusammen Mehl kaufen, und da ist es doch selbstverständlich, daß wir uns das gekaufte Mehl auch einteilen."

„Nein, das finde ich keineswegs so selbstverständlich; jetzt habe ich eben Glück gehabt, und das nächste Mal glückt's vielleicht Dir. . ."

Verärgert gehen sie schließlich im Dorf nach verschiedenen Richtungen auseinander. Aber es scheint in N. niemand mehr Mehl verkaufen zu können, denn bald kommen die beiden mit leeren Händen wieder zurück.

„Hör mal", meint Bückert zu seiner Frau, „nun bekommt der andere Russe kein Mehl mehr, und sein Freund gibt ihm nichts ab. Das geht doch nicht so . . ."

„Ja, unseren letzten Rest kannst Du ihm doch nicht anbieten; ich muß gleich nach den Feiertagen backen. Daß man auch ausgerechnet am ersten Pfingsttag ausgeht Mehl zu kaufen . . ."

„Da hast Du recht, aber ich meine . . . sieh mal, sicher hat seine Familie wenig zu essen, wenn er sogar Pfingsten fahren muß. Und Geld wird er natürlich auch nicht viel besitzen. Ich glaube, den einen Sack können wir noch entbehren".

„Gut, aber dann mußt Du gleich nach dem Fest zur Mühle . . . ."

Ohm Bückert lädt die „Russen", wie er sie nennt, zum Uebernachten ein, „damit sie sich wieder gut werden", höre ich ihn zu seiner Frau sagen.

* * *

Nach dem Abendessen sitzen wir in der „großen Stube" beisammen. Frau Bückert stellt eine Schale mit gerösteten Erdnüssen eigener Ernte auf den Tisch, und im Zimmer steht bald ein Knistern und Rascheln wie in Rußland beim Knacken des Sonnenblumensamens.

Es ist auffallend, wie gern sich Ohm Bückert über weltanschauliche Fragen unterhält. Ganz unvermittelt fragt er die Fernheimer:

„Sagt einmal, glaubt Ihr beide auch, daß die Erde sich dreht?"

„Natürlich, das lernen bei uns schon die Kinder in der Schule".

„So . . . na, ich jedenfalls glaube das nicht und versteht das auch nicht, das habe ich Quirinken schon gesagt. Sowas zu lehren, würden wir einfach verbieten. Das ist ja direkt gegen die Bibel. Wo kommen wir denn hin, wenn wir das sogar in der Schule lehren wollen? Nein, durch das viele Lernen werden die Menschen bloß schlecht und hartherzig, davon müßt Ihr Euch doch auch schon überzeugt haben?

Seht mal z. B. in Canada: ging da eine Junge erst in die Hochschule, so wurde er stolz, er mochte nicht mehr plattdeutsch sprechen, seine Eltern, die schlichten Farmer, waren ihm nicht mehr vornehm genug, und er schämte sich sogar, Mennonit zu sein . . . ."

Aber mir wird es im Zimmer plötzlich irgendwie zu eng, und ich gehe hinaus in den mondhellen Abend. Unterm Schattendach zeichnen sich weiß die zwei Mehlsäcke ab . . .

Wie innig still es in diesem Urwald doch sein kann; nur ein Fuchs bellt fern im Busch von Zeit zu Zeit kurz und heiser. Immer wieder fällt mir auch auf, wie hart und scharf hier abends die Umrisse der Bäume erscheinen, und auch die Farben sind im Chaco irgendwie anders als in Europa.

Ich gehe auf dem sandigen Gartenweg auf und ab, vielleicht eine Stunde lang, und jedesmal, wenn ich mich dem Hause nähere, dringen durch das Drahtgitterfenster einzelne Worte und abgerissene Sätze zu mir heraus.

„Wißt Ihr", höre ich gerade Ohm Bückert mit seiner tiefen Baßstimme sagen, „mit Euch russischen und uns canadischen Mennoniten ist das etwa so als unsere Vorväter aus Preußen nach Rußland auswanderten, brachten sie von dort noch ein großes Kapital mit", u. zeigt auf ein Herz. „Ihr versuchtet in Rußland mit Eurem Pfund zu wuchern und habt es dabei fast ganz verspekuliert. Wir ehemalige Bergtaler und Altkolonier in Canada hatten Angst, unseren Teil zu verlieren und haben ihn darum einfach vergraben. So konnte er bei uns zwar keine Zinsen tragen, aber auch nicht verloren gehen. Dafür nennt Ihr uns jetzt die Mennoniten von gestern. Gut, zugegeben. Ihr seid die Mennoniten von heute, aber wer sind dann die Mennoniten von morgen? Das möchte ich gerne wissen . . . ."

— Ende. —

— Washington. Der Bundessenat bewilligte weitere $50,000 für den Ausschuß, der die Munitionsfabrikanten untersucht. Senator Nye, der Vorsitzer des Ausschusses, hatte weitere $100,000 verlangt, doch hatte der Revisionsausschuß des Senats die Summe halbiert, womit Nye sich zufrieden gab. Nyes Ausschuß hat bereits $50,000 ausgegeben.

Olga und ihre Schwestern.

Erzählung von Helene Hübener.

(Fortsetzung.)

Olga betrat ein kleines, schmuckloses Zimmer und packte das Mitgebrachte aus. Frau Geheimrat sah wieder hinein.

„Liegt Ihnen daran, mit der Köchin zusammenzuschlafen, so kann das Nähmädchen dies Zimmer haben, aber die beiden sind sehr befreundet und haben mich gebeten, sie zusammenzulassen."

„Ich danke sehr, gnädige Frau, ich bleibe gern allein."

„Das Mädchen hat etwas außerordentlich Angenehmes, gar nicht das Ungeschickte, was die Mädchen vom Lande oft mitbringen. Im Gegenteil, sie ist zierlich —"

„Und hat etwas sehr Anständiges," führte d. älteste Tochter hinzu. „Auch sieht sie niedlich aus. Mutter du hast Glück gehabt —"

„Wollen es hoffen. Der Schein trügt nur zu oft."

Olga fand sich bald in dem Hause zurecht. Die Frau hatte etwas Ruhiges, Verständiges. Sie verlangte nicht zuviel von ihren Untergebenen und merkte bald, daß Olga die feine Stubenarbeit nicht nur gut verstand, sondern auch ordentlich und gewissenhaft besorgte; das hatte sie von der strengen Mutter früh gelernt. Nur das Leben mit der Dienerschaft, die sie natürlich für ihresgleichen hielt, wurde ihr anfangs schwer, aber der Gedanke, daß es einem guten Zweck galt, stärkte und belebte sie.

„Wo sind Sie eigentlich her, Olga?" fragte die Köchin neugierig.

„Vom Lande, Marie," antwortete Olga freundlich. „Dort ist's zur Sommerszeit schön."

„Ja, besser als in der dumpfen Stadt. Ich bin eigentlich auch vom Lande, aber es ist ja viel gebildeter, in der Stadt zu dienen, auf dem Lande ist nicht viel los. Kommen Sie Sonntags auch mit uns?"

„Ich werde wohl mitunter eine Tante besuchen, die weit draußen in der Vorstadt wohnt," entgegnete Olga.

„Viele Mädchen gehen jetzt in die Vereine, aber da muß es langweilig sein, da wird ja nicht getanzt."

„Trotzdem geht es dort sehr munter und vergnügt zu. Kommen Sie nur einmal mit, es wird Ihnen schon gefallen."

„Ach, Sie sind auch eine, die dort hingeht," sagte die Köchin gedehnt. „Na, ich will mir's einmal überlegen, vielleicht gehe ich mit. Warum ziehen Sie sich morgens immer so düster an, Olga?"

Olga lachte. „Es ist nur ein praktisches Kleid zur Arbeit, meine Mutter liebte es nicht, wenn wir in hellen Blusen Hausarbeit machten."

„Die Mädchen tun es jetzt aber alle; sie sehen einen für nichts an, wenn man so ein dunkles Kleid anhat."

„Aus den andern Mädchen mache ich mir nichts, wenn ich nichts Böses tue. Ich hüte mich nur, ihnen ein böses Beispiel zu geben."

Die Köchin sah Olga verwundert an und meinte später zum Nähmädchen: „Das scheint eine ganz Aparte zu sein, die macht sich aus gar nicht nichts."

Als Olga am ersten Morgen Staub wischte in Geheimrats Salon, sah sie gegenüber die Fenster geöffnet und jemand energisch, mit einem Besen bewaffnet, die Stuben kehren. Der Jemand kam ihr bekannt vor; sie sah näher hin und erkannte — Fräulein Siemig. Also, die war hier auch gestrandet! Da hatte sie doch eine teilnehmende, mitfühlende Seele. Auch diese ihre Gefährtin war, der Arbeit entsprechend, mit einem praktischen Kleid angetan und schien ganz in ihre Aufgabe vertieft. Olga blieb ein Weilchen am offenen Fenster stehen und räusperte sich. Fräulein Siemig sah auf und erkannte sie.

Sie nickte ihr freudig zu, anders konnte sie ja ihren Gefühlen keinen Ausdruck geben. Aber das Bewußtsein, einander nahe zu sein, war ein großer Trost für sie.

Am Abend — sie hatte abgedeckt und die Speisen weggesetzt, sie hatte in den Schlafgemächern alles in Ordnung gebracht, und Frau Geheimrat hatte gesagt, wenn sie allen Pflichten genügt habe, gehöre der Abend ihr — versuchte sie, zu Fräulein Siemig zu gelangen. Sie traf sie drüben schon auf der Treppe.

„Ich wollte eben zu Ihnen, Olga. Es ist aber ein so schöner Abend, lassen Sie uns ein wenig in den Anlagen auf- und abgehen. Nennen Sie mich, bitte, Luise, oder noch besser, wir wollen uns ‚du' nennen, wir sind ja in gleicher Lage."

Sie teilten sich mit, wie sie es getroffen, daß es ihnen leidlich gehe und daß sie hofften, die kleine Probe gut zu überstehen.

„Die Mädchen sind heutzutage alle bemüht, höhere Stufen zu erklimmen; sie suchen den Beruf der Frau ganz wo anders, als wir beide," sagte Luise Siemig. „Wir sind einige Stufen heruntergestiegen; es wird uns wohl nicht schaden und Leute, die Anstoß daran nehmen könnten, sind nicht vorhanden. Also, nun wollen wir suchen, mit Gottes Hilfe einen guten Einfluß auf die mit uns Dienenden auszuüben."

Sie trafen denselben Abend noch zwei Mädchen aus ihrem Verein, die in der Nähe Stellen angenommen hatten. Sie begrüßten sie, erkundigten sich freundlich nach ihrem Ergehen und ermahnten sie, treu, gewissenhaft und willig zu sein.

„Wir haben doch schon mehrere durch unsere Handlungsweise überwunden, ich denke, es wird noch andere nach sich ziehen," sagte Fräulein Siemig im Weitergehen zu Olga, während die andern Mädchen flüsterten: „Es ist wirklich viel von den Damen, daß sie d. getan haben." „Ja," sagte eine andere, „ich habe nur deswegen den Dienst hier angenommen."

Nach einigen Tagen, es war noch

ziemlich früh, die Köchin war zum Bäcker gegangen, war Olga in den Zimmern beschäftigt, da hört sie gedämpfte Schritte auf dem mit Teppichen belegten Korridor. Sie sieht hinaus; wer beschreibt ihr Erstaunen als sie Alfred vor sich sieht.

„Guten Morgen, Olga, ich wollte nur einmal sehen, wie es dir geht."

„Aber, Alfred, wer hat dir denn gesagt, daß ich hier bin? Mache, daß du fortkommst, du setzest mich in die größte Verlegenheit."

„Ich wollte dir nur sagen, daß die gute Tante mir ein Rad geschenkt hat. Damit bin ich hergesaust, nun geht's in die Schule, hurra!"

„Alfred, woher weißt du —"

„Nun, ich habe alles durch die Tür gehört, ich weiß es schon lange —"

„Aber du schweigst doch wohl, du plauderst es nicht aus?"

„Keinem Menschen hab' ich's gesagt, außer —"

„Außer — was! Du hast es doch jemanden gesagt?"

„Nun dem Vetter Dahlburg. Er sagt, du bist ein überspanntes Frauenzimmer, und ich finde diese Idee auch höchst sonderbar —"

„Nicht so laut, Alfred; die Herrschaften schlafen noch. Nur zwei Mädchen, die zur Schule gehen, sind beim Ankleiden. Aber, nun geh', bitte. Ich bin böse auf dich. Es ist schändlich von dir, mich anzugeben."

„Ich hab' mir nichts Böses dabei gedacht. Du fehlst mir aber bei der Tante, komm bald wieder."

Jetzt ließen sich die Tritte der heimkehrenden Köchin vernehmen. „Alfred, du machst, daß du hinauskommst, sonst —"

„Wollte nur einmal sehen, wie du dich als Zofe machst. Adio!" Er eilte von dannen, traf aber in der Tür mit der Köchin zusammen.

„Wer war der hübsche Schüler, der an mir vorbeirannte," fragte diese.

„Ein Bekannter von mir."

„Ach, gewiß der Sohn einer früheren Herrschaft. Die Kinder von Doktors, wo ich fürher diente, besuchen mich auch noch mitunter. Kinder und junge Leute haben immer eine Anhänglichkeit." Mit diesen Worten ging sie in die Küche, und Olga besorgte ihre Arbeiten weiter. Sie war böse auf Alfred, daß er geschwatzt hatte. Diese Aeußerung von Herrn Dahlburg war ihr nicht gleichgültig. Sie wiederholte sich noch einige Male was er gesagt; es nahm ihre Gedanken ein; sie mußte sich in acht nehmen, daß sie nichts vergaß an diesem Morgen. „Ein überspanntes Frauenzimmer!" das war der Lohn für alles, was sie aufgegeben hatte. Eine große Demütigung, fürwahr! Sie hatte gemeint, die moderne Frau mit ihren hochfliegenden Ideen könnte man eher so nennen. Aber wenn ein Mädchen sich für kurze Zeit unter die Dienenden mischt, sich ihnen gleichstellt, um sie willig zu machen, das kann man doch nicht überspannt nennen. Dieser Gedanke beherrschte sie so, daß sie beschloß, mit aller Macht dagegen anzukämpfen. Sie lief in ihre Stube und las noch einmal die Betrachtung, die für den heutigen Tag vorgeschrieben war. Eine Stelle, die ihr besonders gefallen hatte, lautete:

„Darum ist der dienende Stand kein geringer Stand, sondern, wenn er nur im Geiste Christi angesehen wird, ein ehrenvoller, seliger Stand. Wenn wir um Christi willen willig dienen, so tun wir ein Gotteswerk und werden einst dafür Gottes Lohn empfangen. Sehen wir unser Dienen an als einen Dienst, nicht Menschen, sondern Gott getan, dann wird alle unsere Arbeit, auch die geringste, unscheinbarste, groß und wichtig in diesem Lichte." Sie schlug das Buch zu, denn sie wurde gerufen. Getröstet ging sie von dannen.

(Fortsetzung folgt)

Wer hat den Vorteil?

Eine gewisse Versicherungsgesellschaft machte bekannt: $200.00 für jede angelegte $100.00.

Der Betrag einer Policy zahlbar im Alter von 60 Jahren war $1000.00. Der Inhaber der Policy hatte an die Gesellschaft $500.00 gezahlt. Eine Bankanweisung (cheque) auf $1000.00 wurde an den Versicherten gezahlt und stellt $200.00 für jede $100.00 dar, die in der Gesellschaft angelegt waren. Ferner sagen sie, daß wenn der Versicherte zu irgend einer Zeit nach dem 20. Lebensjahre gestorben wäre, würden die $1000.00 ausgezahlt worden sein, womit gezeigt wird, daß der Versicherte eine Policy im Alter von 20 Jahren genommen habe und im sechzigsten Lebensjahre gestorben sei.

Hier ist die praktische Lösung: Im Laufe von 20 Jahren zahlte der Versicherte der Gesellschaft jährlich $25.00, welches sich auf eine Summe von $500.00 beläuft.

Berechnet man mit 5% Zinseszins die jährliche Zahlung von $25.00 auf einen Zeitraum von 20 Jahren so erzielt die Gesellschaft eine Summe von $868.00. In den nächsten 20 Jahren würde dieser Betrag die ungeheure Summe von $2302.80 anhäufen, und somit wäre das sechzigste Lebensjahr des Versicherten erreicht.

Jetzt wollen wir untersuchen, ob der Versicherte $200.00 für jede in der Gesellschaft angelegten $100.00 erhalten hat. Er zahlte ihnen $500.00 in 20 Jahren für die Versicherung in der Höhe von $1000.00.

Während der Lebzeit des Versicherten brachte sein Geld der Gesellschaft einen Gewinn von $2302.80; zählen wir noch das Kapital von $500.00 dazu, so beläuft sich die Gesamtsumme auf $2302.80, wie schon erwähnt.

Die Gesellschaft zahlte dem Versicherten im Alter von 60 Jahren die Summe von $1000.00 und somit bleibt ihnen einen Reingewinn von $1302.80.

Jetzt wollen wir uns die andere Seite ansehen: Hätte sich der Versicherte der „Gegenseitigen Unterstützungsgesellschaft von America" im Alter von 20 Jahren angeschlossen und eine Summe von $1000.00 als Versicherung gezeichnet wären seine Auflagen mit dem 50. Lebensjahre abgeschlossen und seine Angehörigen würden die volle Sicherstellung, welche die Gesellschaft gibt, im Sterbefalle des Versicherten genießen. Angenommen die Auflage beläuft sich auf $10.00 jährlich, oder $200.00 in 20 Jahren: die übrigen $15.00 das Jahr oder eine Gesamtsumme von $300.00 würde der Versicherte in einer Kreditgesellschaft (Trust Company) auf denselben Zinsfuß anlegen, welches $519.90 betragen würde. Hätte man diesen Betrag noch auf 20 Jahre in der Kreditgesellschaft gelassen, so hätte sich eine Summe von $1382.29 angehäuft, welche das Guthaben des Versicherten wäre.

Die erwähnte Anlegung von $10.00 jährlich in der „Gegenseitigen Unterstützungsgesellschaft von Amerika" würde dem Versicherten eine Sicherstellung in der Höhe von $1000.00 gewähren, und er würde außerdem von der Kreditgesellschaft eine Bankanweisung (cheque) von $1382.29 erhalten, welches eine Gesamtsumme von $2382.29 machen würde, die den Angehörigen im Sterbensfalle des Versicherten im Alter von 60 Jahren zufallen würde.

Etliche interessante Tatsachen bezüglich der „Gegenseitigen Unterstützungsgesellschaft von Amerika".

Ein abgeschäter Ueberschuß von $3000.00 jährlich in der AD Gruppe, $500.00 und $1000.00, angelegt auf 20 Jahren in der Höhe von 5% Zinsesfuß macht eine Summe von $104,157.00. Dieselbe Summe, angelegt auf 30 Jahren mit derselben Verzinsung, macht $209,283.00.

Ein abgeschätzter Ueberschuß von $6000.00 jährlich in der (B) $2000.00 Gruppe, angelegt auf 5% Zinsesfuß auf 20 oder 30 Jahre, macht beziehungsweise $208,314.00 oder $418,566.00.

$3000.00 jährlich, angelegt auf 5% Zinsesfuß, würde in 25 Jahren eine Summe von $150,339.00 anhäufen und würde alle zukünftigen Verpflichtungen in der $1000.00 Gruppe die durch Todesfälle verursacht werden, zu erledigen durch Verzinsung der besagten Summe auf 5% jährlich, welche $7516.95 jedes Jahr abwerfen würde und somit durchschnittlich 7½ Sterbefälle unter 1000 Mitglieder bestreiten könnte. Ein abgeschätzter Ueberschuß von $209,283.00 verzinst auf 5% jährlich würde im Durchschnitt 10 Sterbefälle jedes Jahr bestreiten.

Ist es ein guter Plan? Der Plan als solcher ist eine modifizierte Form der alten englischen Zünfte. Eine Untersuchung der Statistik in dem Berichte des Hauptsekretärs des Parlaments, herausgegeben auf Verlangen des Unterhauses, zeigt, daß die älteste dieser Zünfte im Jahre 1168 A.D. organisiert wurde.

Nur in England sind über 7000 dieser Gesellschaften mit einer Mitgliedschaft von über 7,000,000. Die größte Zunft hat über 8000 Mitglieder, und die älteste besteht schon etwa 800 Jahre und ist allen Verbindlichkeiten nachgekommen.

Dies ist die älteste Form der Unterstützung für den Selbstkostenpreis.

* * *

„Untersuchen Sie ihre Lebensversicherung", sagt Roger Babson. Von allen Institutionen dieser Welt ist keine einzige, die mehr Opfer und Selbstlosigkeit zu Gunsten anderer an den Tag gelegt hat, wie die zur Unterstützung dienende Lebensversicherung.

Die urspüngliche geplante Lebensversicherung war bloß eine Schutzmaßnahme für die Angehörigen und Hinterbliebenen.

Von dieser Art der Versicherung sagt Herr Bobson, daß sie eine Form von angewandter Religion sei. Wenn eine Gruppe von Leuten sich zusammenschließt, und alle beitragen um den Unglücklichen zu helfen, weshalb sollte solche notwendige Sache, wie Versicherung der eigenen Frau und Kinder beeinträchtigt werden durch Geldanlegen und Verleihen welche den eigentlichen Zweck der Lebensversicherung bekämpfen und welche die sehr nötige Versicherung so kostspielig machen, daß solche, die sie am meisten brauchen, nicht genug zeichnen können um ihren Familien den gewünschten Schutz zu geben.

Die Lebensversicherung, die zur Geldanlegung dient, ist von 100 bis 800 Prozent höher, als die zur Unterstützung dienende Lebensversicherung. Jemand hat über die zur Geldanlegung dienende Versicherung gesagt, daß je mehr man zahlt, desto weniger hat man davon.

Aus dem goldenen Alter! Es gibt Männer, die zahlungsfähig bei ihrem Tode sind aber unzählungsfähig, ehe sie zu Grabe getragen oder das Erbgut verteilt ist. Wie bald kann der Hammer des Ausrufers dem Erbgut ein Ende machen. Ein Mann schätzt den Wert seines Vermögens auf $15,000.00, aber bei erzwungenem Ausruf bringt es nur $7000.00 ein. Der Geschäftsmann benützt die Krise und zwingt die Witwe des verstorbenen Teilhabers, ihm alles für einen Spottpreis zu verkaufen oder alles zu verlieren, oder die Geschäfte des Verstorbenen werden vom Gerichte durch den Administrator geordnet.

Das Erbgut soll einen Wert von $20,000.00 haben, aber nachdem die Schulden bezahlt, die Rechnungen für den Arzt, Beerdigung und Grabstein beglichen worden sind, bleibt nichts übrig.

Aus der Predigt von Rev. Dwitt Talmage.

Um Gesuchsformuläre schreibe man

The Mutual Supporting Society of America
325 Main Street,
Winnipeg, Manitoba, Canada.

Neueste Nachrichten

— **Chicago. Der Anwalt Louis** P. Piquett, der gegenwärtig wegen seiner Verbindung mit Dillinger und seiner Bande prozessiert wird, stellte als Zeuge in eigener Sache den Banditen John Dillinger in einem ganz neuen Lichte dar. Er erklärte, sein Günstling, mit dem er zugestandenermaßen in engstem Kontakt gestanden und von dem er $6,000 als Teil der Raubbeute angenommen hat, sei nicht der tollkühne Desperado, als der er gewöhnlich geschildert werde, gewesen, sondern habe wie Espenlaub gezittert, als die Regierung den Befehl erließ, ihn tot oder lebendig zur Strecke zu bringen. Eine für Piquett günstige Erklärung gab Bundesrichter William H. Holly ab, indem er sagte, daß Piquett in seiner Eigenschaft als Anwalt vollständig berechtigt gewesen sei, seinen Klienten Dillinger nicht den Behörden auszuliefern.

— **Genf. Wie berichtet wurde,** erwägt der Völkerbund die Möglichkeit, schließlich Wirtschaftssanktionen zur Beendigung des Gran Chaco Krieges zwischen Bolivien und Paraguay in Anwendung zu bringen.

Bislang hat der Völkerbund noch nie Wirtschaftssanktionen gegen irgend eine Nation in Anwendung gebracht. Die Sanktionen sind in Artikel 16, Paragraph 1 des Völkerbundsvertrages vorgesehen, alle Mitglieder bindend, Handels- und Finanzbeziehungen mit irgend einem Lande abzubrechen, das den Völkerbundvertrag übertritt.

— **Große Bautätigkeit herrscht in** Jerusalem, meldet Dr. Schneller, namentlich auch in der Nähe des Syrischen Weisenhauses, dessen Gebiet mehr und mehr einer Insel im Meer der ringsum emporsteigenden Judenkolonien gleich. Kein Wunder. Denn jüngst erhielt der englische Konsul in Berlin wieder 2000 Einreise-Erlaubnisse für deutsche Juden von der „Kapitalistenklasse", weitere Tausende erhielten andere europäische Länder. Die Bauten geben allen Handwerkern reichliche Aufträge. So ist Palästina heute in der Welt dasjenige Land, das keine Arbeitslose, wohl aber beständig Mangel an Arbeitern hat. Viel neues Kapital kommt ins Land. Damit aber keine Leser daraus falsche Schlüsse ziehe, sei bemerkt, daß die jüdischen Arbeitgeber nur jüdische Arbeiter einstellen.

— **Bismarck mußte nachhumpeln.** — Als der Generalsuperintendent Büchsel Bismarck gegenüber seine Freude aussprach, daß ihm „alles so wunderbar gelungen sei", da zählte der Kanzler eine Reihe großer politischer Unternehmungen her, indem er bei jeder nachwies: „So habe ich's gewollt, und so, ganz anders, ist's gekommen. Ich will Ihnen sagen: ich bin froh, wenn ich merke, wo unser Herrgott hin will und wenn ich dann nachhumpeln kann."

— **Leningrad. Eine Pension von** 200 Rubel den Monat wurde Frau Provera Fakeyeo, der Gattin eines Eisenbahnarbeiters, zugesprochen, weil sie Vierlinge gebar.

Frau Fakeyeo gebar eine Tochter in ihrem Heime. Sie wurde nach einem Hospital verbracht, in dem zwei weitere Mädchen und ein Knabe geboren wurden. Der Knabe starb, jedoch sind die anderen Kinder wohlauf.

— **Unter heftigem Getöse ist in** Honduras bei einem Erdbeben am 6. und 7. Dezember der Berg Cerroazul verschwunden. Der Berg lag zwischen Paraiso und Santa Rita, wo die Erdbeben am heftigsten waren. Viele kleine Städte und Dörfer in den Bergen sind vernichtet worden, in Copan allein sind 600 Wohnhäuser eingestürzt. La Copras, eine Stadt von 7000 Einwohnern, wurde in einen Schutthaufen verwandelt.

— **Die Rückgliederung des Saar**gebietes an Deutschland wurde am Donnerstag vom Völkerbundsrat einstimmig beschlossen.

Das Vorgehen des Ratkörpers war die logische Folge des Saar-Plebiszits vom letzten Sonntag, bei dem sich 90 Prozent der stimmberechtigten Saarländer zu Gunsten der Wiedervereinigung des Gebietes mit dem Lande, von dem es nach der Beendigung des Weltkrieges durch den Vertrag von Versailles losgetrennt worden war, erklärt hatten.

Der Sitzungssaal im Ligapalast, in dem die Abstimmung erfolgte, war bis zu seiner Fassungskraft mit Völkerbund-Vertretern und Zuschauern angefüllt.

Pierre Laval, der französische Außenminister, äußerte sich in eindringlicher Rede zu Gunsten einer Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland. „Es ist die eine unerläßliche Vorbedingung einer wirksamen Garantie für die Erhaltung des Friedens in Europa," sagte er.

Der französische Außenminister selbst erklärte frei und offen, das Resultat der großen Volksabstimmung im Saargebiet habe den klaren Beweis dafür erbracht, daß er der kategorische Wille der Stimmgeber ist, unter deutsche Oberhoheit zurückzukehren, weshalb es jetzt die Aufgabe des Ligarates sei, die Rückgliederung des Gebietes an Deutschland zu proklamieren.

Die formelle Uebertragung des Saargebietes an das Reich wird auf Grund einer der Ratssitzung vorausgegangenen Vereinbarung zwischen Frankreich und Deutschland am 1. März d. J. stattfinden.

Alle mit dem Transfer zusammenhängenden Probleme sollen vor dem 15. Februar erledigt werden. Diese Probleme werden jetzt auf dem Wege freundschaftlicher Unterhandlungen zwischen den beiden Nachbarländern gelöst, doch behält sich der Völkerbund in allen Fragen, in denen sich Meinungsverschiedenheiten ergeben sollten, die Entscheidung vor.

Laval fand Worte des Lobes und der Anerkennung für Reichsführer Adolf Hitler, der die Saarländer ermahnt hatte, strikte Disziplin zu wahren, auf daß die Wiedervereinigung des Gebietes mit Deutschland nicht durch unglückliche Zwischenfälle gestört werde.

„Ich sage dies in dem sicheren Bewußtsein," erklärte der französische Außenminister, „daß es Hitler ernstlich darum zu tun war, etwaigen Vergeltungsmaßnahmen gegen diejenigen, die mit ihrer Stimmenabgabe ihre Ansicht offen bekundet hatten, vorzubeugen. Die Stimmgeber sind zu einer Garantie für ihre Sicherheit berechtigt. Die Regelung der Saarfrage sollte keine Bitterkeit hinterlassen — dies ist der Wunsch und die Hoffnung der ganzen Welt."

Mit 476,089 Stimmen, das ist 91.1 Prozent des gesamten abgegebenen Votums, hat das Saarvolk die Rückkehr zum Deutschen Reich beschlossen.

Ein überwältigender Sieg des deutschen Einheitsgedankens — eine energische, man darf wohl sagen einstimmige Ablehnung des französischen Anspruchs auf das Saargebiet.

Von 539,542 Stimmberechtigten haben 528,704 von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht — 96.3 Prozent . . . fast als ein geschlossenes Ganzes haben die Saarländer, im Vollbewußtsein der Bedeutung dieser Abstimmung, ihrem Willen Ausdruck gegeben . . . ihrem Willen, ihrem Deutschgefühl und ihrem Groll gegen den Versailler Schwertfrieden. In den fünfzehn Jahren der aufgezwungenen Fremdherrschaft mußten sie diesen wachsenden Groll schweigend verbergen bis zu dem Tage, eben diesem 13. Januar, da jeder seine Stimme sprechen lassen konnte . . . und 476,089 Stimmen sprachen: „Deutsch ist und bleibt die Saar immerdar!"

Deutsche — **ohne Rücksicht auf ihre Religion . . . nur Deutsche, die ihre deutsche Heimat mit dem Mutterland** wieder vereint eben wollten.

Gegen diese 91.1 Prozent stimmten 46,613 Bewohner der Saar, ganze 8.5 Prozent — ein kleiner Haufen Mißvergnügter, die ihre private Ueberzeugung über das allgemeine Verlangen stellten und dieser Ueberzeugung ihre Heimat opfern wollen.

Und dann waren da noch 2083 Leute, die für den Anschluß der Saar, der deutschen Saar, an Frankreich eintraten. (0.4 Prozent der Gesamtstimmenzahl).

Neben dem eindrucksvollen, gewaltigen deutschen Sieg war diese französische Niederlage das wesentlichste Moment des Plebiszits: die offenkundige, nicht mißzuverstehende Antwort auf die Forderung der Franzosen bei den Friedensverhandlungen.

Philadelphia Gazette-Democrat.

— **Großbritannien glaubt, daß die** Zeit gekommen ist, Deutschland der Militär-Klauseln des Vertrages von Versailles zu entbinden, vorausgesetzt, daß es sich einem Rüstungsbeschränkungs - Pakt anschließt, wie nach einer Sitzung des britischen Kabinetts in London offiziell bekanntgegeben wurde.

Aus verläßlicher Quelle verlautete, das britische Kabinett habe gehört, daß die Regierung des Premiers Flandin von Frankreich Deutschland gegenüber liberal sei und Deutschlands angebliche widerrechtlichen Rüstungen als legal annehmen wolle.

Weiter hieß es, das birtische Kabinett habe beschlossen, in dem Bestreben, Deutschland zum Völkerbund zurückzubringen, soviel Nachgiebigkeit, wie für vernünftig gehalten wird, anzuregen und selbst Deutschlands Rüstungen anzuerkennen und zu legalisieren.

Das Vorgehen des Kabinetts wurde als eines der wichtigsten seit mehreren Monaten bezeichnet, zumal es einen Tag nach der Saargebiet-Abstimmung kam, die mit überwältigender Mehrheit zugunsten Deutschlands ausgefallen ist.

— **Die Munitionsfabrikanten** wurden durch den Vorsitzer Nye vom Senatsausschuß, welcher ihre Tätigkeit untersuchte, beschuldigt, daß sie Nationen im Krieg miteinander hetzen, damit diese Fabrikanten Geld verdienen.

Diese Versicherung nebst der Andeutung Nyes, daß gegnerische Mächte im Weltkrieg die gegenseitigen Munitionsfabriken geschützt hätten, brachten die erste wirkliche Debatte der Session in dem Sitzungssaal des Senats in Washington. Die Rede, in welcher Nye um die Bewilligung von $100,000 zur Fortsetzung der Munitions - Untersuchung ersuchte, folgte der Eröffnung der Debatte über das Völkergericht und einer Feier des Jahrestages des Kellogg-Briand-Vertrags.

Senator Nye kündigte an, daß der Ausschuß seine Verhöre am Montag wieder aufzunehmen beabsichtige. Die Verhöre werden jedoch verschoben werden müssen, falls nicht sofort mehr Geld verwilligt wird.

— **Washington. Die den Vereinigten** Staaten durch den Weltkrieg verursachten Kosten wurden auf zirka $50,000,000,000 geschätzt. Diese Summe ergibt sich aus dem Jahresbericht des Schatzamtes, demzufolge Sekretär Morgenthau die Kriegskosten folgendermaßen beziffert:

Bis 30. Juni 1921 errechnete Kosten	$27,729,000,000
Kriegsschulden-Zinsen	$9,557,000,000
Kriegsveteranen-Verwaltung	$6,391,000,000
Regulierung aus Kriegsansprüchen	$88,000,000

Hierin sind die $12,000,000,000 Kriegsschulden der Auslandsmächte an die Vereinigten Staaten nicht einbegriffen.

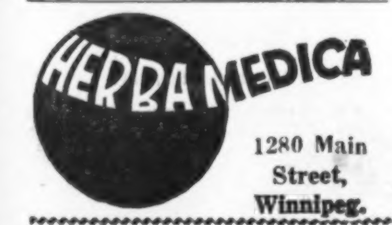
— Saarbrücken. Saarländer, die nicht nationalsozialistisch gesinnt sind wurden durch eine Radioansprache des britischen Völkerbundsvertreters Anthony Eden einigermaßen getröstet. Er appellierte an die deutsche Regierung, das Versprechen zu halten, daß jene, die für den Verbleib beim Völkerbund stimmten, beschützt werden sollen. „Wir dürfen erwarten, daß die deutsche Regierung ihr Versprechen hält," sagte er.

— Vancouver, B. C. Die Westküste muß augenblicklich den Winter in seiner ungemütlichsten Form verspüren. Der Verkehr der Küstendampfer ist unterbunden und konnte man Prince Rupert weder mittels des Seeweges noch per Eisenbahn erreichen. Die Berge sind von ungeheuren Schneemassen bedeckt, wie man sie seit Jahren nicht mehr kannte. An verschiedenen Punkten wurde eine Kälte von 54 Grad unter Null Fahrenheit verzeichnet. Die kalte Welle scheint sich über ganz Canada zu erstrecken und bewegt sich südlich nach den Ver. Staaten, von wo berichtet wird, daß bereits fünf Personen den Unbilden des Wetters zum Opfer gefallen sind.

— Budapest. Seit dem 15. Dezember 1934 finden zwischen Budapest und Wien täglich Schnellfahrten mit dem Schienenautobus vom Typ Arpad statt. Das Schienenauto fährt in Budapest um 7 Uhr 12 Min. ab und trifft in Wien-Ostbahnhof um 10 Uhr 10 ein. In der Gegenrichtung fährt der Schienenautobus aus Wien um 20 Uhr 15 ab und trifft um 23 Uhr 13 in Budepest ein. Der Schienenautobus macht zwischen Budapest und Wien nirgens Station. Der einheitliche Fahrpreis beträgt für die Strecke Budapest—Wien 24 Pengö, für die Strecke Wien—Budapest 30 S.

— Ottawa, Ont. Die Voraussage, daß die canadischen Goldminen während des Jahres 1934 Gold im Werte von über $100,000,000 produzieren werden, überfüllte sich. Insgesamt wurden 2,964,395 Unzen Feingold gefördert, an Gewicht etwas mehr als im Jahre 1933, an Wert aber ganz beträglich mehr. Der Wert stellt sich nämlich auf $102,350,000 im Vergleich mit $84,350,237 im Jahre vorher. Die Steigerung des Wertes ist auf die Erhöhung des Unzenpreises zurückzuführen, der sich im Vorjahre auf $34.49 belief, gegenüber $28.60 im Jahre 1933.

Dank der höheren Preise wurde die Goldsuche im Vorjahre eifrig betrieben.



— Buenos Aires. Eine aus der Grenzstadt La Quiaca kommende Meldung der hiesigen „Critica" berichtet, bolivische Soldaten hätten über die Grenze ins argentinische Gebiet gefeuert und den Argentinier Anacleto Quispes erschossen. Dann hätten sie versucht, den Leichnahm in einem Automobil davonzufahren, doch da hätten Nachbarn des Toten eingegriffen und sich des Kraftwagens bemächtigt.

— Washington. Präsident Roosevelt und seine Gattin gaben soeben die Vermählung ihrer Tochter, Frau Anna Roosevelt Dall, mit dem Zeitungskorrespondenten John Boettinger bekannt. Die Trauung erfolgte in New York.

— Washington. Präsident Roosevelt suchte die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Weltgericht durch eine Botschaft an den Kongreß zu beschleunigen. Aus seinem Vorhaben, sich persönlich in die eröffnete Debatte im Senat einzumischen, läßt sich erkennen, daß er entschlossen ist, eine entgültige Stellungnahme des Senats zu der 12 Jahre alten Streitfrage herbeizuführen.

Im Weißen Hause heißt es, daß die Sonderbotschaft kurz gehalten ist, aber an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie wird im Senat, dem sie durch einen Boten übermittelt wird, durch den Clerk verlesen.

— Berlin. General Kuno von Steuben starb soeben im Alter von 79 Jahren an Altersschwäche. Während des Krieges hatte er ein aktives Kommando an der Ostfront inne, nachdem er in den Jahren vor dem Kriege Kommandant der Kriegsakademie gewesen war.

— Friedrichshafen, Deutschland. In diesen Tagen konnte mit dem letzten Bauabschnitt des „LZ 129", des neuen deutschen Riesen-Zeppelin-Luftschiffes, begonnen werden. Von fachkundigen Händen wird nunmehr, nachdem das feingliedrige Aluminiumgerippe fertig montiert ist, dem neuen Luftkreuzer — beinahe ein verdoppelter „Graf Zeppelin"!— die Stoffhülle übergezogen. 35,000 Quadratmeter Stoff sind hierfür notwendig.

Dr. Eckener ist gern bereit, zahlreichen Fragen über den „LZ 129" und die Zukunft des Weltluftschiffsverkehrs überhaupt zu beantworten. Nach fast einem Menschenalter zähester, unerschrockendster Arbeit, nach schweren Rückschlägen, nach der Ueberwindung von Schwirigkeiten, die häufig weniger auf technischem Gebiete lagen als auf dem Widerstand menschlicher Unvernunft oder gar Böswilligkeit, sieht Dr. Eckener heute die Verwirklichung eines regelmäßigen ganzjährigen Luftverkehrs mit zunächst mindestens vier Schiffen über die Ozeane und Erdteile in nächste Nähe gerückt.

— Flemington, N. J. Es ist nach wie vor unmöglich, aus Hauptmanns Verhalten in seiner Zelle ein Bild von dem Eindruck zu gewinnen, den die Vorgänge im Gerichtssaal auf ihn machen, erklärt Sheriff John H. Curtiß jetzt. Der Gefangene bleibt ruhig, verschlossen und hat selten Wünsche, fuhr er fort. Aber er scheint in letzter Zeit schlecht zu schlafen — ohne jedoch seine Wächter wissen zu lassen, aus welchem Grunde.

Einen der letzteren Abende ist Hauptmann bis nach Mitternacht wach geblieben, sprach aber kein Wort mit den Gendarmen und Staatspolizisten vor seiner Zelle. Seinen Wächtern wurde erneut eingeschärft, den Gefangenen strikt zu überwachen. Sheriff Curtis wollte nicht erklären, warum man diesen Befehl wieder betonte, versicherte jedoch, daß es nichts mit irgendwelchen Handlungen Hauptmanns zu tun hätte.

Für die kürzlich getroffene Anordnung, laut der die Staatspolizisten Hauptmann auf dem Wege in und aus dem Gerichtssaal an der Hand zu führen haben, gab Sheriff Curtiß folgende Erklärung: „Als Hauptmann am Mittwoch während der Mittagspause aus dem Gerichtssaal geführt wurde, geriet ein Zuschauer zwischen ihn und seine Wächter. Es geschah ganz zufällig, aber wir wollen eine Wiederholung vermeiden. Wir befürchten an sich keinerlei Schwierigkeiten in dieser Hinsicht; aber ich will kein unnötiges Risiko laufen."

— Paris. Das weißrussische Wochenblatt „Sieben Tage" veröffentlicht einen Artikel aus der Feder von Leon Trotzky, den dieser nach der Versicherung der Redaktion am 30. Dezember an seiner geheimen Zufluchtsstätte in der Auvergne geschrieben hat. Trotzky behauptet in diesem Aufsatz, im Auftrag von Stalin habe die „Ogpu" (die früher als „Tscheka" bekannte geheime Staatspolizei des russischen Terror-Systems) Leonid Niekoliew mit Hilfe eines —vielleicht gar nicht existierenden — „ausländischen Konsuls" durch Geldzahlung zur Ermordung Kirows angestiftet und versuche nun, ihn (den Verfasser) mit der Bluttat in Verbindung zu bringen.

— 1500 mit Knüppeln bewaffnete Farmer zogen bei Topeka, **Kans.,** auf die Kaninchenjagd. Sie erlegten 5000.

— Baagor, Wales. David Lloyd-George bezeichnete in einer öffentlichen Ansprache das „Dole"-System in England als demütigend und erklärte, seine Antwort auf das Erwerbslosenproblem würde genau so lauten, wie die, welche Präsident Roosevelt dieser Tage dem amerikanischen Kongreß gegeben hat. Er rühmte Roosevelts „unerschütterlichen Mut" und sagte, er mache eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor ihm, denn ein solcher Mut sei heutzutage eine große Seltenheit.

— Washington. Beteiligung von Amerikanern an dem Saar-Plebiszit wurde heute von dem Einwanderungs- und Naturalisierungskommissar D. W. MacCormack „beklagt", aber er teilte dem Einwanderungsausschuß des Repräsentantenhauses mit, unter dem jetzigen Gesetz sei man nicht ermächtigt, anzunehmen, daß ihr Treueid für die Vereinigten Staaten verletzt wurde.

MacCormack, der in Verbindung mit einer Bill des demokratischen Repräsentanten Dickstein von New York, des Vorsitzenden des Einwanderungsausschusses, durch die Amerikanern, die sich an der Saar-Abstimmung beteiligten, das Bürgerrecht aberkannt werden soll, als Zeuge vor dem Ausschuß erschien, erklärte, „die Beteiligung eines amerikanischen Bürgers an Sachen dieser Art schiene sehr widersinnig zu sein".

Repräsentant Dirken von Illinois bezeichnete die Dickstein-Bill als „Quatsch und Blech".

Er sagte bei dem Verhör: „Diese Bill in blödsinnig. Sie sollte aus dem Fenster geworfen werden. Es ist ein Haufen Quatsch und Blech. Irgendjemand, der die Reise nicht machte, ist dämlich. Die Leute waren unter den Bestimmungen des Vertrages von Versailles berechtigt, sich an der Abstimmung zu beteiligen".

Dickstein erwiderte, er habe schriftliche Beweise dafür, daß unter den Leuten, die sich an der Abstimmung beteiligten, amerikanische Bürger sind.

Dirksen erklärte aber darauf: „In ihrem Benehmen ist nicht, was andeuten könnte, daß ihre Treue für die Vereinigten Staaten geschwächt ist. Sie würden sehr schlechte Bürger unseres Landes sein, wenn sie kein Gefühl für ihr Mutterland hätten".

— **Reichsführer Adolf Hitler** beglückwünschte die Saarländer zu dem überragenden Sieg der Abstimmung, in der sie sich für die Wiedervereinigung des Saargebietes mit dem Vaterland erklärten.

Er sagte, „ihre Entscheidung ermögliche es ihm, zur Lösung der europäischen Probleme beizutragen".

Der Reichsführer erklärte: „Sobald wir einmal Gleichberechtigung erlangt haben, können wir bei jenen Aufgaben internationaler Solidarität, die für Befriedung der Welt so notwendig sind, mithelfen."

In seiner durch Rundfunk verbreiteten feurigen Ansprache, versicherte Hitler, er sehe das Ergebnis der Saar-Abstimmung als „einen entscheidenden Schritt zur Beendigung des schrecklichsten und zwecklosesten Kampfes an, der die europäischen Nationen auseinanderriß."

„Das Plebiszit", sagte der Reichsführer, „bedeutet, daß die unauflösliche Einigkeit des deutschen Volkes wieder einmal erwiesen wurde. Deutschland dankt Euch aus Millionen Herzen.

„Unser Erfolg war so riesig, weil die Stimme des Blutes und der Vernunft entschied und nicht der Vertrag von Versailles, der der Welt Frieden versprach, aber Unfrieden brachte. Weder Zwang noch Ueberredungskünste konnten Euch beeinflussen. Ich spreche Euch den Dank der deutschen Nation für Eure Treue aus.

„Ihr lieben Saarländer könnt Euch nicht vorstellen, wie glücklich alle Deutschen in diesem Augenblick sind. Ihr könnt stolz darauf sein, Deutsche zu sein. In den kommenden Jahren werdet Ihr Vertreter des deutschen Volkes und des Deutschen Reiches sein.

„Ich weiß, daß Ihr unter den schwierigsten Verhältnissen loyal bleiben werdet. Ich ersuche Euch noch einmal, strikteste Disziplin zu wahren, denn selbst zu dieser späten Stunde, mag es einige Leute geben, die versuchen wollen, Zwischenfälle zu provozieren. Das deutsche Volk wird Euch um so mehr für Eure Selbstzucht danken."

— **Reichs-Propagandaminister** Paul Joseph Göbbels dankte der Saarbevölkerung ebenfalls in einer durch Rundfunk verbreiteten Ansprache für ihre durch die Abstimmung zum Ausdruck gebrachte Treue für das Vaterland.

— **Generalgouverneur Frank** Murphy teilte in Manila mit, er habe die Nachricht erhalten, daß Japan den Antrag um Auslieferung von 22 japanischen Fischern, die in den Philippinen wegen eines Angriffs auf drei Sicherheitsbeamte der Philippinen prozessiert werden sollen, endgültig abgelehnt habe.

Murphy sagte, es sei ihm mitgeteilt worden, daß die Männer, Mitglieder der Besatzung des Fischereidampfers „Kaiun Maru", in Formosa prozessiert werden würden. Die Behörden in Tokio hätten die Auslieferung der Leute abgelehnt", weil die in Frage kommenden Personen alle japanische Untertanen sind, zu deren Auslieferung Japan unter dem Vertrag nicht verpflichtet sei."

Die Behörden in Manila beschuldigen die japanischen Fischer, drei Filipino-Beamte ins Meer geworfen zu haben, nachdem dieselben bei Ausübung ihres Amtes an Bord des Schiffes gekommen waren. Die Beamten waren gerettet worden.

— **New York. Das Gespenst des** alten Golddollars spukt auf den Börsen und Märkten der Welt herum und flößt Furcht und Schrecken ein. Die etwas verspätete Erkenntnis, daß das Bundes-Obergericht die sogenannte Goldklausel in Bonds aufrecht erhalten könnte, hat die Spekulanten in Versuchung geführt, und der Dollar ist an den Börsen von London und Paris ungeheuer gestiegen. Diese Bewegung pflanzte sich nach New York fort, wo der Kurs des ausländischen Geldes stark fiel. Der Preis für gute Bonds mit der Goldklausel stieg dagegen. An der Getreidebörse in Chicago fielen die Preise, ebenso der Kurs der Goldaktien an den Börsen von New York und Toronto.

Die Angst vor dem alten Golddollar ist jedoch vollkommen unbegründet. Eine Rückkehr zu dem Dollar mit dem früheren Goldgehalt wird es wohl nicht mehr geben. Im Falle einer für die Administration ungünstigen Entscheidung durch das Bundesobergericht werden schon irgendwelche gesetzliche Mittel gefunden werden, um die Rückkehr zum alten Dollar zu verhindern.

— **Genf. In Völkerbundskreisen** ist man der Ansicht, daß die Rückgabe des Saargebietes an Deutschland eines der Hauptprobleme, die den Frieden Europas bedrohen, lösen wird, obgleich man befürchtet, daß der überwältigende deutsche Sieg zur Agitation für Volksabstimmungen in anderen ehemaligen deutschen Gebieten führen wird. Im allgemeinen wird zugegeben, daß sich die Friedensaussichten gebessert haben. Nach der Meinung der meisten politischen Beobachter hat der deutsche Sieg in der Saar auch Hitler gestärkt, und die Stellung Deutschlands unter den Großmächten ist gefestigt worden.

— **Chicago. Am Rande des Loop** brach ein Feuer aus, daß von starkem Wind angefacht wurde. Zwei Personen wurden getötet und sechs schwer verletzt. Der angerichtete Schaden beträgt 300,000 Dollar.

— **Moskau. Leo Kameneff, Gre**gory Zinowieff und 17 andere Angeklagte haben in dem Prozeß, der in Leningrad stattfand, offen eingestanden (?), an einer gegenrevolutionären Gruppe in Moskau, die den Mord von Sergei Kirow geplant hat, teilgenommen zu haben.

— **Bayonne, N. J. Frau Rosa** Winship Shaw, die am 28. Dezember des Vorjahres ihren 100. Geburtstag im Kreise ihrer Enkel und Urenkel gefeiert hatte, ist jetzt im Heim ihres Enkels Louis W. Shaw gestorben.

— **Halifax, N. S. Während 28** Mitglieder der Mannschaft des am Black Rock Point gestrandeten britischen Dampfers „Kenkerry" von Fischerleuten von Portuguese Cove mit Hilfe von Rettungsleinen durch die tobende Meeresflut in Sicherheit gebracht wurden, ist der Kapitän des Dampfers, Duncan Milne, der mit dem Chefingenieur J. Dove bis zum letzten Augenblick an Bord des Schiffes geblieben war, bis dieses auseinander brach, ertrunken.

— **Saarbrücken. Wenigstens** 135,000 Saarländer bekamen den 13. Januar, am Abstimmungstage, Freifahrt auf der Eisenbahn. Alle Abstimmungsberechtigten, die in zu großer Entfernung von ihren Abstimmungslokalen wohnten, als daß sie sich zu Fuß oder mittels der Straßenbahn dorthin begeben könnten, wurden kostenfrei von der Bahn befördert.

— **Washington. Handelssekretär** Roper erklärte in einer Rede über den Rundfunk, es sollten in den Schulen die Grundsätze des kapitalistischen Wirtschaftssystems gelehrt und dieses damit gestützt werden.

Keine Regierung könnte wirtschaftliche Sicherheit und absolut gleichmäßige Verteilung des Reichtums garantieren. Aber es könne viel auf dem Wege der Reform getan werden. Er empfahl:

Eindämmung übermäßiger Spekulation und Ausbeutung, geeignete Verwertung und Verwaltung der natürlichen Hilfsquellen, Ausschaltung unlauteren Wettbewerbes, ohne deshalb den Verbraucher durch die Preise, die er zahlen muß, zu schädigen; Aufspeicherung industrieller und nationaler Reserven in guten Zeiten, um zukünftige wirtschaftliche Störungen zu verringern und unter Kontrolle zu bringen, und Erziehung zur Erkenntnis und Förderung dieser Grundsätze.

— **Washington. Als Senator** Nye, der unabhängige Republikaner von North Dakota und Obmann des Senatskomitees für die Untersuchung des Waffenhandels, im Senat für die Bewilligung von $100,000 zur Fortsetzung der Arbeit des Komitees eintrat, versicherte er, daß der Weltkrieg 22,000 neue Millionäre in Amerika allein geschaffen habe. Er sagte ferner: „Die Rüstungsindustrie scheint jedes Gefühl von Anstand verloren zu haben und reitet wild und irrsinnig und ungehobelt über die Nationen der Welt."

Er erklärte ferner, daß nicht ein Mitglied des Komitees dafür eintrete, die Verteidigungskräfte Amerikas zu schwächen, aber die nationale Verteidigung sei zu einem „Racket" geworden, das heimtückischer in seinen Auswirkungen und weitreichender in seinem Einfluß geworden sei als irgend ein anderes.

„Mit der Rüstungsindustrie", setzte der Senator hinzu, „ist die nationale Verteidigung ein wahnsinniges Haschen nach Profit geworden". Amerika werde in diesem Jahre über das Doppelte für die Verteidigung ausgeben wie in dem Jahre vor dem Weltkriege, und die Ursache davon seien die Machenschaften der Rüstungsindustrie.

— **Berlin. Frau Ida Mondenach** aus Shanghai kam noch rechtzeitig nach Saarbrücken um ihre Stimme bei der Volksabstimmung im Saargebiet abzugeben. Frau Mondenach hatte erst spät beschlossen, zur Volksabstimmung nach dem Saargebiet zu kommen. Sie kam Sonntag, den 13., früh morgens in Berlin an und sollte mit dem Flugzeug nach Saarbrücken weiterfahren. Jeglicher Flugverkehr wurde aber im Saargebiet für den Sonntag verboten, und es schien, als ob Frau Mondenach umsonst von China nach Deutschland gekommen wäre. Das Auswärtige Amt setzte sich aber mit den Saar-Behörden in Verbindung und erwirkte für die Saardeutsche eine Sondererlaubnis, mit dem Flugzeug nach Saarbrücken reisen zu können.

— **Washington. Auf mehr als** 19,500,000 bezifferte gelegentlich eines Presse-Empfangs der Bundes-Wohlfahrtskomissar Hopkins die Anzahl der Personen, die aus Bundesmitteln unterstützt werden. Im vergangenen Monat schätzte er die Zahl der Unterstützungsempfänger auf 19 Millionen. Im letzten Monat des alten Jahres war das Heer der Unterstützten um 4 Prozent größer als im Monat vorher, während die Sume der Regierungs-Aufwendungen für diesen Zweck im Dezember um 6 Prozent über die im November hinausging. — Mehr als 2½ Millionen Personen erhalten zwar gegenwärtig keine Bar-Unterstützung aus der Bundeskasse, hängen aber als Notstandsarbeiter von der Regierung ab. Es ist dies eine Rekordzahl, und Hopkins ist überzeugt, daß die Anzahl solcher Arbeiter sich nunmehr vermindern wird, da nun mit baldiger Instandsetzung des neuen umfassenden Arbeitsbeschaffungs-Programms zu rechnen sein werde.

— **Columbus, Ohio. Bekannten** hiesigen Familien sind eine Anzahl Erpressungsbriefe zugegangen, in denen 50,000 Dollar verlangt werden. Bundesbeamte erhielten 21 derartige Briefe zur Untersuchung.

Die ganze Familie gebraucht es.

Herr Adelard Levesque aus Fall River ,Mass., schreibt: „Vier Jahre lang litt ich an Verstopfung und Magenverstimmungen, vergebens versuchte ich alle Arten Medizinen. Eines Tages las ich über Forni's Alpenkräuter und bestellte es sofort. Nachdem ich vier Flaschen davon gebraucht hatte, fand ich Erleichterung von meinen Leiden. Seither haben wir stets Alpenkräuter in unserer Familie gebraucht, die Kinder nehmen es sehr gern, und sie sind jetzt alle gesund und kräftig." Als zuverlässige Hilfe bei diesen leichten Störungen der Verdauung und Ausscheidung, wie sie täglich im Leben vorkommen, ist diese unübertreffliche Kräutermedizin die beliebteste Familienmedizin geworden, die wir kennen. Sie sollte in jedem Haushalt zum sofortigen Gebrauch bereit sein. Für weitere Auskunft schreibe man an Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill.

Zollfrei geliefert in Kanada.

— **In Canada ist es letzte Woche so** kalt gewesen, wie man es in den letzten 25 Jahren nicht erfahren hat. In British Columbien sind 10 Fuß heruntergekommen und folgendem Regen, der eine Ueberschwemmung verursachte, und soweit sind 15 Tote. Der Bahnverkehr, sowie Telegraphenverbindung ist ganz abgeschnitten. Ein Zug geriet in eine Lavine und wie es per Radio bekannt gegeben wurde, sind mehrere verfroren. Alles wird drangesetzt, um die Sache wieder zu regeln.

— **Japans Armee dringt weiter** in China hinein, und sollte es ihr gelingen, die ganze Provinz zu besetzen, was niemand bezweifelt, so ist die ganze russische Mandschureigrenze unter Japans Kontrolle.

— **Wie andere Nachrichten lauten,** sollen russische Soldaten die Grenze Manchoukuan überschritten haben und nach einem Maschinengewehrfeuer wieder zurückgekehrt seien. Japan wirft weiteres Militär an die Grenze.

— **Die kalte Welle hat** 170 Tote in den Vereinigten Staaten hinterlassen.

— **Die letzten Statistiken besagen,** daß Canadas Weizenernte vom Jahre 1934 275,849,000 Buschel ausmachte.

— **Von Frankreich sind 2 Millionen** Dollar in Gold auf dem Wege nach den Vereinigten Staaten, doch ist das keine Schuldenzahlung.

— **Die Leiche des in Philadelphia** entführten reichen William Weiß ist jetzt gefunden worden nach Angabe des einen der Entführer.

— **Während die Chinesen früher** verächtlich auf die Japaner herabgeschaut haben, indem sie sich auf ihre ältere Kultur beriefen, scheint sich neuerdings in dieser Beziehung eine Wandlung zu vollziehen, denn alljährlich ziehen jetzt viele chinesische Studenten auf japanische Universitäten und kehren als Freunde Japans in die Heimat zurück. Japan sucht eine territoriale Ausdehnung nicht im Pazifik, sondern in China. Asien ist sein Ziel, und dort hat es vorläufig genug zu tun. Darum ist wohl keine direkte Gefahr eines Krieges zwischen Japan und Amerika anzunehmen selbst wenn es den Washingtoner Vertrag kündigt, der übrigens nach der Kündigung noch zwei Jahre fortbesteht.

— **Saarbrücken.** Nationalsozialistische Führer waren erstaunt, als ihnen mitgeteilt wurde, daß durch Flüchtlinge aus dem Gebiete Greuelberichte im Ausland verbreitet werden. Sie weisen darauf hin, daß an alle Parteimitglieder die strickteste Weisung ergangen war, die schärfste Disziplin zu wahren. Sechs Saarländer, sagten die Führer, wurden benachrichtigt, daß sie von der Mitgliedschaft in der Partei ausgeschlossen wurden, weil sie politischen Widersacher mit Gewaltmaßnahmen gedroht hatten.

— **Los Angeles.** Plutarco Elias Calles, der frühere Präsident von Mexika, der sich am Montag einer Operation wegen eines Gallenblasenleidens unterzogen hatte, erholt sich schnell, wie angegeben wurde. Sein Arzt sagte, er habe eine gute Nacht verbracht und seine Genesung mache „sehr befriedigende Fortschritte".

— **Washington. Ein Herz und eine** Seele waren die privaten Organisationen. Senatoren und Kongreßabgeorneten, die jetzt hier zu ihrer großen Inflationskonferenz zusammenkamen. Sie waren sich einig darüber, daß die Preise weiter steigen müssen, daß die Milliardenbonus an die Kriegsveteranen sofort bezahlt werden muß, daß dem Silbermetall künftig noch eine größere Bedeutung als Währungsunterlage wie bisher eingeräumt und dem Dollar vollends die letzte Bindung zum Gold genommen werden soll.

— **Brüssel, Belgien. Von Einwoh**nern der Distrikte Eupen und Malmedy wurden Demonstrationen zu Gunsten der Wiedervereinigung mit Deutschland veranstaltet. Die Behörden dieser Distrikte, die unter dem Vertrag von Versailles von Deutschland abgetrennt und Belgien angegliedert worden waren, haben scharfe Maßnahmen zur Unterdrückung der prodeutschen Propaganda getroffen.

Durch das Resultat des Saar-Plebiszits ermutigt, hatten die Parteigänger der Nationalsozialisten ein. Parade veranstaltet, um ihrem Wunsche um Wiedervereinigung mit dem Reich Ausdruck zu verleihen.

Maueranschläge mit der Aufschrift: „Deutsche, vergeßt uns nicht!" waren überall zu sehen. Kleine Ballons mit ähnlichen Aufschriften wurden losgelassen und trieben mit dem Winde über die Grenze auf deutsches Gebiet. Hakenkreuz-Flaggen wurden an die Bewohner von Eupen und Malmedy in großen Mengen verteilt.

— **London. „Daily Mail" veröf**fentlicht ein Interview mit Adolf Hitler in München wonach der Reichsführer versicherte, daß Deutschland aus freien Stücken jeden Gedanken an Revanche aufgegeben hat.

„Deutschland wird von sich aus nie den Frieden brechen", sagte der Reichsführer. „Wenn man uns aber angreifen sollte, würde man in ein Wespennest stechen, denn unsere Freiheitsliebe ist genau so groß wie unsere Friedensliebe".

Hitler erklärte weiterhin, daß Deutschland nur als gleichberechtigtes Mitglied in den Völkerbund zurückkehren würde, sagt der Bericht.

— **In Glatz, Schlesien, beging die** Liedertafel die Feier ihres 80jährigen Bestehens. Der unter Studienrat Strähler stehende bewährte Chor bot in einem Festkonzert mit ausgezeichneter chorischer Schulung Chöre von Kaun, Toepler, Goethe-Zelter, Schumann und Marschner.

et.
bie
dy

öf-
olf
ber
ch-
m-

us
ber
ber
ein
rei-
m-

daß
rig-
zu-

bie
ri-
en-
hor
ge-
höre
ter,

937

Str.,
mer,
hten.
an
wird.
rben.
oder

nden
hnen

0.00
5.00
0.00
75.00
0.00
0.00
75.00
75.00
75.00
95.00
75.00
95.00
00.00
50.00
50.00
75.00

95.00
00.00
50.00
25.00
75.00